

Don Manuſo

de

Colibrados,

Oder

Armuth und Hoffart.

Ein Luſtſpiel

in

ſünf Handlungen.

Aus dem Dänischen des Freyherrn
Ludwig von Holbergs
überſetzt.

Zweite und mit einigen neuen Auftritten
vermehrte Auflage.



Kopenhagen und Leipzig,
Im Verlag der Rothſchen Buchhandlung.

1755.

Personen des Lustspiels.

Don Ranudo de Colibrados, ein Grand d'Espagne.

Donna Olympia, dessen Gemahlinn.

Donna Maria, deren älteste Tochter in Gonzalo verliebt.

Donna Eugenia, deren jüngste Tochter.

Gonzalo de la Minas, ein spanischer Edelmann und Liebhaber der Donna Maria.

Isabella, dessen Schwester.

Leonora, der Donna Maria Kammermädchen.

Gusmann, des Don Ranudo Page.

Pedro, Lakay des Don Ranudo.

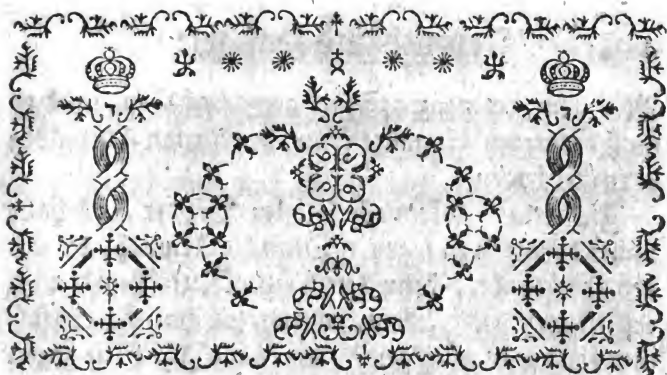
Ein Gerichtsdiener,

Ein Dolmetscher.

Ein Notarius.

Ein Bauer.

Das Gefolge eines Prinzen; in welchen sich Gonzalo verkleidet hat.



Die erste Handlung,

Der erste Auftritt.

Gonzalo de la Minas. Isabella.

Gonzalo.



Es ist wahr, meine wertheste Schwester, ich sehe keinen sonderlichen Vortheil bey dieser Parthey; allein meine Liebe ist nicht eigennützig. Ihre Familie ist zwar älter und ansehnlicher, unsre aber ist deswegen nicht weniger von gutem Adel. Können sie mehrere grosse Männer aus ihrem Geschlechte hernennen, so können wir uns eines grössern Reichthums rühmen, und solchen ihrer unbeschreiblich grossen Armuth entgegen setzen. Allein, wie gesagt, meine liebste Schwester, ich sehe hiebey auf keinen Vortheil; mein Herz ist in reiner Liebe gegen ihre Tochter Donna Maria, entbrannt, welche ich eben so sehr wegen ihrer Dürftigkeit, als wegen ihrer thörichten Aeltern beklage, die sich durch ihren Stolz zu einem

A 2

Mährs

Mährlein der ganzen Stadt gemacht haben, und es muß deswegen die ganze spanische Nation unschuldig darunter leiden.

Isabella. Mein allerliebster Bruder, ich habe nichts dargegen zu sagen. Denn die Armuth, die sich bey ihnen findet, kann durch eure Mittel hinlänglich ersetzt werden. Allein, warum soll man sich vor solchen Leuten demüthigen? wie könnt Ihr Liebe gegen ein solches Haus tragen, worinn man euch mit Verachtung begegnet? Ihr sollt so ehrgeizig seyn, daß, so bald ihr die geringste verächtliche Miene merket, Ihr ihnen den Rücken zukehret, und niemals an solche Liebe mehr gedenket.

Gonzalo. Ach! meine Herzensschwester, Ihr wißt vielleicht nicht, was Liebe ist. Denn, wenn Ihr es wüßtet: so würdet Ihr nicht so reden. Mein Ehrgeiz hat schon öfters in dieser Sache mit meiner Liebe gekämpft, diese aber hat allezeit den Sieg über jenen davon getragen.

Isabella. Allein, da ich gar keinen Weg sehe, wie Ihr in diesem Euren Besuch glücklich seyn könntet. Solltet Ihr Euch da nicht, als ein vernünftiger Mensch, die Liebe aus dem Sinne schlagen?

Gonzalo. Weit gefehlt, daß durch die geringe schätzung, welche die Aeltern gegen mich blicken lassen, meine Liebe erkalten sollte. Sie entzündet mich vielmehr und ist ein Oel, das in meine Flamme gegossen wird.

Isabella. Ich glaube gar, Ihr wollt einen Romanhelden abgeben. Eine solche Liebe kommt mir ganz poetisch vor.

Gonzalo. Es ist doch nicht alle Hoffnung so rein
aus,

aus, daß nicht noch ein Sündchen übrig seyn sollte. Ich hoffe, daß, wenn es mit ihrer Armuth aufs äußerste gekommen ist, sie alsdenn, ehe sie doch ganz vor Mangel umkommen, endlich ihren thörichten Hochmuth fahren lassen und sich bequemen werden, ihre Tochter einen braven Manne zu geben, damit durch dessen Güter eine Familie von ihrem äußersten Untergange errettet werden könne.

Isabella. Ich merke wohl, Gonzalo, Ihr kennt ihren Hochmuth nicht recht, weil Ihr so redet. Ich glaube, sie sterben lieber, ehe sie sich dazu bequemen.

Gonzalo. Allein, Isabella, eins wißt Ihr vielleicht nicht.

Isabella. Was ist denn das?

Gonzalo. Ich bin versichert, so verächtlich ich in den Augen der Aeltern bin: so eine starke Liebe und Neigung hat ihre Tochter, Donna Maria, gegen mich. Denn sie hat noch neulich gegen meine Frau Mühme über die Thorheit ihrer Aeltern geklagt, und den schlechten Zustand derselben mit vieler Bewegung abgemalt.

Isabella. Ja, Gonzalo, das wird alles nichts helfen. Die Aeltern haben ein viel zu wachsames Auge auf sie, so, daß es unmöglich ist, ohne deren Erlaubniß und Bewilligung, sie zu sehen, und noch viel weniger ihres Umgangs zu genießen.

Gonzalo. Ach, Isabella, wißt Ihr wohl, daß verliebte Personen leicht Wege finden, worauf niemand denket und Mittel wissen ihren Vorsatz ins Werk zu richten, worauf sonst niemand fallen würde. Will das Bitten nichts helfen: so werde ich zu der List meine Zuflucht nehmen; will die List nichts verfangen:

so werde ich zu gewaltsamen Mitteln greifen, und wenn es mir auch mein Leben kosten sollte.

Isabella. Ach, werthester Gonzalo, ich habe grosses Mitleiden mit Eurer elenden Zustande. Ich will Euer Unternehmen nicht mehr tadeln. Denn ich weiß, wenn die Liebe erst so weit überhand genommen hat, daß man alsdann einen Menschen mehr bellegen als bestrafen muß. Ich werde euch allen möglichsten Beystand leisten. Wollte Gott, daß ich nur einen guten Rath erfinden könnte! Doch, da sehe ich den Pedro kommen. Gehet Ihr nur unterdessen an die Seite, ich will versuchen was mit ihm anzufangen ist.

Der zweite Auftritt.

Pedro.

So geht's gut! Nun ist durchgehends reine Bahn gemacht. Da sind weder Löffel noch Teller, noch Kessel mehr im Hause. Man hat mich ausgesandt, einen Kessel in meinen Namen zu leihen, denn in meiner Herrschaft ihren Namen bekomme ich in der ganzen Stadt keinen; allein, wer leihet mir einen; und wenn ich denn ja einen gelehnt bekomme: so haben wir doch, so viel ich weiß, nichts darinn zu kochen. Denn es ist überall so rein ausgeleert, daß nichts als Titel, Signoren und Hoheiten übrig sind, welche, wenn man sie auch zusammen in einem Kessel kochet, doch nur eine magere Suppe geben würden. Und dennoch thun sie sehr groß, besonders die gnädige Frau. Denn ich weiß gewiß, daß sie eher Hungers sterben, als einen einzigen Buchstaben von ihrem großen Namen fahren lassen würden. Gott gebe, daß ich

ich nimmermehr so gesinnet werde. Ich mache es auf der andern Seite zu arg. Denn ehe ich Noth leiden sollte, verkaufte ich nicht nur meines Vaters Namen, sondern auch meine eigne Ehre für ein Stück von Achten. Hoheit und Ehre klingen gut und fallen in die Ohren, wenn man sie aber entweder zur Mittagsmahlzeit oder zum Abendbrodte gebrauchen will; so wird man gleich satt davon. Ich habe mir vorgenommen, noch einige Tage in diesem Hause auszuhalten; inzwischen esse und trinke ich bey guten Freunden in der Stadt, und lasse meine Herrschaft daheim sitzen und ihre Zähne stochern, wenn sie eine Erbsensuppe gegessen und sich an statt des Confekts mit den Thaten ihrer Vorfahren gesättiget haben. Doch siehe, wer ist da? Unterthänigster Diener, gnädige Frau. Gehen Sie so allein ohne Hofmeisterinn?

Isabella. Ja, Pedro; ich bin nun schon zu einem solchen Alter gelanget, daß ich mich selbst regieren kann. Was macht deine Herrschaft?

Pedro. Es sind Fremde bey uns zur Tafel. Ich soll eben izo ausgehen, und Confekt kaufen.

Isabella. Wer seyn denn die Fremden?

Pedro. Es sind der Herzog de la vera Cruz mit der Fürstinn Donna Emilia de las Espadas; Hieronymus Victor, Abad de St. Jago; Al Marquez Ferdinando Gonzalo, Philippo de St. Eifuentes mit der Marquisinn seiner Gemahlinn, nebst unzähligen andern, von welchen zu reden ich viel zu gering bin.

Isabella. So darf ichs wohl nicht wagen, heute daselbst einen Besuch abzustatten?

Pedro. Nein. Wir haben Befehl, heute niemand einzulassen, ausser solche, die da ihr Geschlecht

noch von den alten Christen, die zu der Mohren Zeit in Spanien gewesen, herrechnen können.

Isabella. Aber wie kommt das, daß sie heute einen so herrlichen Schmauß geben? Sie pflegen doch sonst nicht so große Gastereien anzustellen.

Pedro. Das geschieht zum Gedächtniß des Sieges, welchen einer ihrer Vorfahren, Don Ramiro de Colibrados, an diesem Tage über den König von Mesopotamien erhalten hat, welchen er zu Solibo gefangen bekam. Es wäre nicht gut, wenn viele solche Tage im Jahre einfiele, denn da würde der Herrschaft das Unglück in ihren Beutel fahren. Ich getraue mir zu sagen, daß sie an einem solchen Tage nicht mit tausend Stück von Achten zu kommen.

Isabella. Aber, woher kommt das, Pedro, daß du an einem so hohen Festtage mit so kahler und zerlumpter Liveren gehst?

Pedro. Das geschieht zur Erinnerung der zerrissenen Hauptfahne, welche höchstbemeldter Don Ramiro de Colibrados geführt hat.

(Bei diesen Worten nimmt er den Hut ab.)

Isabella. So viel ich weiß, tragen doch die Generals die Fahnen nicht selbst in einer Schlacht.

Pedro. Nein, gnädige Frau, ich habe ja gesagt, sein Fähndrich. Diese Hauptfahne wurde in der Schlacht durch die Flintenkugeln so zugerichtet, daß sie wie meine Liveren aussah.

Isabella. Aber wie lange ist das her, daß Don Ramiro diese Schlacht gewonnen?

Pedro. Es ist heute gerade sechshundert Jahr.

Isabella. En! die Kugeln und Feuerrohre sind ja nur erst seit dreihundert Jahren im Gebrauche gewesen.

Pedro.

Pedro. Ja, gnädige Frau, ich bin viel zu geringe mit Ihnen hierüber zu streiten. Ich will also solches an seinen Ort gestellt seyn lassen, aber das kann ich schwören, daß die Fahne erschrecklich übel zugerichtet worden, und daß ich zum Andenken dieser Begebenheit an dem heutigen Tage allezeit solche Liverey trage.

Isabella. Mich dünkt aber, daß ich dich schon vier Wochen in dieser zerlumpten Liverey habe gehen sehen.

Pedro. Ein jeder kann ja gehen, wie es ihm gefällt. Ich habe so meine gewissen Ursachen dazu.

Isabella. Was können dazu für Ursachen vorhanden seyn, im Dienste einer so hohen vornehmen Herrschaft so zerrissen herzugehen? Die Leute sollten ja fast auf die Gedanken kommen, daß die Familie in Armuth gerathen wäre.

Pedro. In Armuth? ja, ja! Eine Herrschaft, die über 1733 gute und richtige Ahnen zählen kann, sollte in Armuth gerathen? Wenn ich nun auf jeden von diesen Ahnen nur zwei Stück von Achten rechne: so belauft sich das doch auf eine erschreckliche Summe.

Isabella. Ich bleibe doch dabei, daß es aus Armuth geschiehet, bis ich triftigere Ursachen höre.

Pedro. Um Ihnen diese Gedanken zu benehmen, will ich Ihnen meine Ursache sagen. Unsere Herrschaft merket, daß es heutiges Tages sehr gemein wird, eine prächtige Liverey zu halten, und daß vornehme Leute iko nichts für sich besonders haben können. Daher sind sie darauf gefallen. So bald wir gewahr werden, daß gemeine Lakaien wieder schlecht gehen; so trage ich meine mit Gold oder Silber verbrämte Live-

ren wieder. Die gnädige Frau haben ja an dem Hofe zu Madrid wohl gesehen, daß wenn die Bürger am ansehnlichsten stuzen, so gehen die Hofleute am aller-schlechtesten.

Isabella. Das pflegt wohl zu geschehen; allein sie gehen doch niemals zerlumpt einher.

Pedro. Ja, ja, gnädige Frau, meine Herrschaft weiß gar wohl was sie thut. Sie fängt wahrhaftig nichts an, was sie nicht lange vorher überlegt hat.

Isabella. (leise für sich.) Ich wills ihm noch so nahe legen, bis er mit der Sprache heraus geht: (laut) Aber, Pedro, du sagtest ja erst kurz vorher, du trügest die zerrissene Liveren zum Gedächtniß der Hauptfahne, welche in der grossen Schlacht so zer-schossen worden.

Pedro. (leise für sich.) Daß du toll würdest mit deinen Fragen! (laut.) Ich kann mich nicht recht erinnern, was ich gesagt habe, gnädige Frau! so viel weiß ich aber gewiß, daß die Herrschaft ihr Haus voller Gold und Juwelen hat. Und wenn dem so ist, wie sichs denn so verhält, so kann ich nicht aus Armuth dergestalt einhergehen. Denken Sie nur einmal, gnädige Frau, sie haben unter andern kostbaren Sachen auch ein Stammbuch, welches mehr als eine Tonne Goldes werth ist.

Isabella. Aber, wenns zum Ausrufe kömmt, so kann dasselbe vielleicht nicht höher aufgetrieben werden, als bis zu vier oder acht Maravadis; es müßte denn sonderliche Liebhaber finden. Allein, ein Jude gäbe nicht einmal so viel dafür, das weiß ich.

Pedro. Auf die Juden hat man in diesem Stücke keinen Staat zu machen. Ich kenne jemand, der hat

hat viele tausend für eine Jungfrauschaft gegeben, die doch ein Jude nicht für einen Maravadiis würde an sich gehandelt haben. Doch, wieder zur Sache zu kommen, so will ich demüthigst bitten, daß die gnädige Frau andere Gedanken von meiner Herrschaft fassen mögen. Denn ich kan versichern, daß es nur ein Gerede der Leute ist, wenn sie sagen, daß es so armselig bey uns aussähe.

Isabella. Ich wollte von Herzen wünschen, daß es so wäre, wie du sagest; allein ich höre sowohl Kauf- als Handwerksleute klagen, daß sie das Geld nicht bekommen können, welches sie zu fordern haben.

Pedro. O, gnädige Frau, Sie scherzen nur. Sie verstehen die izo in der Welt gewöhnliche Lebensart besser. Sie wissen ja, daß es in allen vornehmen Häusern die höchste Mode sey, die Leute nach ihrem Gelde laufen zu lassen. Glauben Sie mir, daß geschieht nicht um des Geldmangels willen, daß die Herrschaft die Leute so oft vergeblich kommen läßt. Der gnädige Herr und die gnädige Frau wissen zu leben, und beweisen sowohl in diesem als in allen andern Stücken, daß sie Leute vom Stande seyn. Ich kenne einen Kaufmann hier in der Stadt, der noch izt oft in ein vornehmes Haus lauft, um das Geld für ein Stück Natteltuch einzumahnen, welches von seinem Aeltervater auf Credit gekauft worden, und vielleicht muß er noch zehn Jahr laufen, denn das Haus ist nächst unserm, fast das vornehmste in ganz Spanien.

Isabella. Wir beobachten diese Mode nicht in unserm Hause; denn mein Bruder Gonzalo läßt sich nicht zweymal mahnen.

Pe

Pedro. Das glaube ich wohl, gnädige Frau. Es ist auch ein grosser Unterschied zwischen unserm und ihrem Hause. Es ist ja bekannt, daß unsere Familie die älteste und vornehmste in ganz Spanien ist.

Isabella. Allein, ich halte die reichste Familie für die vornehmste.

Pedro. Ich weiß nicht, was die gnädige Frau damit sagen wollen. Sie können mir sicher glauben, daß meine Herrschaft nicht arm sey. Ja Sie können wegen solcher Reden in Verdrießlichkeit gerathen. Ich gehe in einer zerlumpten Liveren, das ist wahr, aber das geschieht nicht wegen Armuth meiner Herrschaft. Denn ich kann der gnädigen Frau zeigen, daß so schlecht auch meine Kleider sind, so trage ich doch ein seidenes Schnupftuch in meiner Tasche.

(Er ziehet ein altes Schnupftuch aus der Tasche, und mit demselben ein hartes Stück schimmlichts Brod, welches auf die Erde fällt:)

Isabella. Ha! ha! ha! Da wirfst du ein Stück deines Reichthums auf die Erde!

Pedro. Das ist ein Stück Chokolade, gnädige Frau.

Isabella. (Nimmt es auf und besiehts) Ja, nicht doch, es ist ja grob schimmlichts Brod. Sieh doch einmal, ist das Chokolade?

Pedro. Nein, gnädige Frau, es ist wahr. Das ist keine Chokolade; es ist ein Stück Brod, welches ich um einer gewissen Ursache willen zu mir gekauft habe; denn wenn ich zu dem Fürsten Mendez kommen werde, ein Gewerbe daselbst zu bestellen: so muß ich ein Stück Brod mit mir nehmen, um es dem Ketten-

hunc

hunde an der Schloßpforte zu geben, daß er mich nicht beißt.

Isabella. Du hast Recht, Pedro; denn den reichen Leuten ist immer bange vor ihr Leben. Ha! ha! ha!

Pedro. Ich muß mir die Freiheit nehmen, die gnädige Frau zu erinnern. Es steht einem so vornehmen Frauenzimmer übel an, so laut zu lachen.

Isabella. Ich danke dir mein lieber Pedro, für die gute Erinnerung. Ha! ha! ha!

Pedro. En lassen Sie das bleiben, gnädige Frau. Es könnte Ihnen an Ihrem guten Rufe Abbruch thun, wenn es jemand sehen oder hören sollte.

(Er will fortgehen)

Isabella. Warte einen Augenblick. Ich habe dir noch etwas zu sagen, Pedro. Wie kommts, da du so großen Verstand und so viele Geschicklichkeit hast, daß du dich für einen Lakaien brauchen läßt? Du könntest, wahrhaftig, gar wohl zu etwas anders gebraucht werden.

Pedro. Ich habe nicht studirt, gnädige Frau. Uebrigens danke ich meinen Aeltern für die gute Erziehung. Die Natur ist auch so ziemlich freigebig gegen mich gewesen, und ich thäte nicht recht, wenn ich anders reden wollte. Aber, wissen die gnädige Frau eine bessere Gelegenheit für mich?

Isabella. Ja wohl! Ich wüßte keinen, der sich besser zu einem Kalenderschreiber schickte, als dich. Und das ist auch eine Profession, da man gut und ehrlich von leben kann.

Pedro. Ich habe aber immer gehört, daß diejenigen, welche Kalender schreiben, brav müßten lügen können.

Isa

Isabella. Ich kenne auch niemand, als dich, der im Erfinden und Lügen so glücklich seyn sollte. Hättest du gesagt, daß deine Herrschaft zu Hause säße, und Erbsensuppe äße, welches doch die Wahrheit ist, und daß du, an statt Confekt zu holen, ausgegangen wärest, dich selbst bey guten Freunden zu Gaste zu bitten: so würde ich dir nicht zu dieser Profession gerathen haben.

Pedro. Die reine Wahrheit zu sagen: ich wollte gern die Noth und das Elend meiner Herrschaft, so viel mir möglich ist, bedecken und verhelen. Aber nun hat uns dieß Stück Brod verrathen.

Isabella. Nein; Pedro, deine Eiveren giebt es unter andern schon hinlänglich zu erkennen, wie es in eurem Hause aussehen müsse;

Pedro. Ich fürchte, daß es die Kleider meiner Herrschaft selbst noch deutlicher verrathen werden. Mein Herr trägt zwar noch einen sammtnen Rock, aber das übrige schickt sich gar nicht dazu. Die gnädige Frau schneidet alle Hinterteile aus den Kleidern um die Vorderteile damit zu flicken. Daher kehret sie wenn sie in Gesellschaft ist, den Leuten nicht gern den Rücken zu. Wenn sie von jemanden weggeht: so geht sie rücklings, doch nicht aus Höflichkeit oder Ehrerbietigkeit, wiewohl einige thun; wenn sie von solchen Leuten weggehen, vor welchen sie Ehrerbietung haben, sondern aus lauter Stolz, damit niemand ihre Armuth sehen soll, welche auf ihren Rücken abgemalt ist; und wenn sie sich ja einmal nothwendig umdrehen muß: so muß ich oder das Kammermädchen zum Rückstücke dienen.

Isabella. Aus aller dieser Noth würden sie sich gar

gar bald herausgeholsen sehen, wenn sie nur ihren thörichten Stolz etwas auf die Seite setzen, und ihre Tochter dem Gonzalo, welcher eine heftige Liebe zu derselben trägt, zur Gemahlinn geben wollten.

Pedro. Ich weiß, sie haben oft sehr höhnisch davon gesprochen. Allein, vielleicht ist es nunmehr mit ihrer Dürftigkeit aufs äußerste gekommen, und vielleicht bequemen sie sich nun dazu, wenn die gnädige Frau sich selbst zu ihnen begäbe und ihnen den Vorschlag thäte. Doch da kommt das Kammermädchen her. Die gnädige Frau thun am besten, wenn Sie mit derselben diese Sache überlegen, denn es ist ein verschmitztes Mädchen.

Der dritte Auftritt.

Leonora. Isabella. Pedro.

Leonora. Ey du verzweifelter Schelm! Du Broddieb, du hast mein Brod weggenommen!, welches hinter dem Schornsteine gelegen hat.

Pedro. Was für Brod?

Leonora. Seht doch, wie heilig er sich anstellen kann! Fort, gieb mir mein Brod wieder; ich habe heute nichts anders zu essen.

Pedro. Ey was! Bedenke wohl, was du thust, ehe du einen ehrlichen Kerl für einen Broddieb schilest. Ich bin zwar oft stolz und ehrgeizig genug, aber dieß bißch bin ich doch nicht.

Leonora. Fort, rede nicht, gieb mir mein Brod her.

Pedro. Ich kanns mit einem Eide bekräftigen, daß ich kein Brod weggenommen habe.

Leo:

Leonora. Wenn sich die Diebe vom Galgen los schweren könnten; so würde keiner gehenkt.

Pedro. Ich will meine Ehre dagegen zum Pfande setzen.

Leonora. Wie viel Ehre hast du denn wohl? Du hast dich ja schon so oft verschworen! Bleib mir mein Brod wieder her, du Dieb!

(Sie zeucht ihm das Brod aus der Tasche. Es bricht von einander und ein jeder behält ein Stück in der Hand. Leonora wird der Isabella gewahr, schlägt sich vor die Brust, und will davon laufen.)

Isabella. Hört, Leonora, ich habe ein Wort mit euch zu reden, woran etwas gelegen ist.

Leonora. Ach! gnädige Frau, ich möchte fast vor Scham vergehen.

Isabella. Ist die Herrschaft zu Hause, Leonora?

Leonora. Ja, sie ist zu Hause: ich sollte Eshokolade zu rechte machen, und der Schelm, Pedro, hat erliche Tafeln Eshokolade in seine Tasche gesteckt, welche ich ihm iho wieder weggenommen habe.

Isabella. Die Herrschaft ist in Wahrheit glücklich die solche treue Bediente hat, welche ihre Armut dergestalt verbergen und verhelen können. Allein, da ihre Umstände fast der ganzen Stadt bekannt sind, und ihr euch iho auch selbst verrathen habt; so lassen sich solche nicht gar zu gut mehr verbergen. (Leonora weint) Weinet nicht, mein Kind: den guten Leuten kann noch geholfen werden. Ihr wißt vielleicht wohl, daß mein Bruder, Gonzalo, in euer Fräulein verliebt ist.

Leonora. Ach, gnädige Frau, ich weiß es freylich mehr denn zu gut; allein es läßt sich nicht gar wohl davon

davon sprechen. Ich habe gehört, daß sich meine gnädige Frau sehr darüber wundert, daß Gonzalo sich so hohe Gedanken einfallen läßt und sich unterstehen darf auf ihre Fräulein Tochter ein Auge zu werfen, und zu verlangen, mit ihrem Hause in eine Verbindung zu treten. Das Fräulein, welches, so viel ich merken kann, dem Gonzalo ziemlich gewogen ist, ließ sich vor einigen Tagen im Wessenn ihrer Aeltern verlauten, daß die Ungleichheit eben so groß nicht wäre; worüber die Aeltern sehr ungehalten auf sie wurden, und seit dem ist sie ihnen verdächtig, und wird genau von ihnen eingeschlossen gehalten.

Isabella. Das ist mir ungemein lieb zu hören.

Leonora. Mir hingegen geht es ungemein nahe, denn es ist ein allerliebstes Kind. Wenn mich ihre Thränen nicht zurück gehalten hätten: so hätte ich schon längst meinen Abschied aus diesem Hause genommen.

Isabella. Ihr versteht mich nicht recht. Ich sage nur, daß es mir lieb zu hören sey, daß das Fräulein eine Neigung gegen meinen Bruder hat. Denn das giebt mir Hoffnung, daß es mir mit meinem Anschlage glücken möchte; zumal, wenn ihr mir beystehen wollt, welches nicht soll unvergolten bleiben.

Leonora. Die gnädige Frau haben hierinn über mich zu befehlen. Wenn Ränke und listige Streiche etwas helfen können: so kann ich so gute Dienste thun, als irgend einer. Allein, das Beste ist, daß die gnädige Frau erst den Antrag thun. Vielleicht hat ihre äußerste Armuth den vorigen Stolz und Hochmuth etwas vermindert. Wollen die gnädige Frau meine Herrschaft selbst in einer halben Stunde besuchen: so
B will

will ich es so veranstalten, daß Sie dieselben zu sprechen bekommen.

Der vierte Auftritt.

Isabella. Gonzalo.

Isabella. Seht euch nun zufrieden, Gonzalo, und laßt mich rathen. In einer halben Stunde gehe ich hin und besuche den Don Kanudo. Ich will alle meine Wohlredenheit anwenden. Und wenn das nicht hilft: so wollen wir zu sehen, ob wir nicht andre Mittel finden können. Ich habe alle Bedienten des Hauses auf meine Seite, und sie haben versprochen, mir treulich beizustehen.

Gonzalo. Ach, meine allerliebste Schwester, wenn ich nur mein Gemüth so lang beruhigen könnte. Aber

Isabella. Welch ein Elend! Ihr müßt Geduld haben. Laßt uns so lange hineingehen. Doch da kommt der Lakay und das Kammermädchen wieder zurück.

Der fünfte Auftritt.

Isabella, Gonzalo, Leonora, Pedro.

Isabella. Meine liebe Leonora, hier ist mein Bruder Gonzalo, welcher seine ganze Wohlfahrt auf euch ankommen läßt. Seht nun zu, daß ihr etwas ausdenket, ihn in seiner Liebe glücklich zu machen.

Gonzalo. Ihr könnt versichert seyn, Mademoiselle, daß ich erkenntlich dafür seyn werde.

Leonora. Mein Herr, Sie haben über mein schlechtes Gehirn zu befehlen.

Pe

Pedro. Und über meinen ganzen Kopf.

Gonzalo. Allein, sagt mir, findet ihrs für gut, daß ich bey eurer Herrschaft um ihre Tochter anhalte?

Leonora. Gestern wäre solches unmöglich angangen, allein heute möchte vielleicht die Anwerbung nicht so übel aufgenommen werden.

Gonzalo. Warum eher heute, als gestern?

Leonora. Ja, gestern war noch so viel Vorrath übrig, als zu einer Mahlzeit hinreichte, und so lange dieses ist, hat man keine andere als eine verächtliche und abschlägige Antwort zu erwarten. Allein heute hat die Herrschaft ganz und gar nichts mehr, womit sie ihren Hunger stillen kann, ausser die Thaten ihrer Voraltern; daher sie es nun vielleicht ein wenig näher geben.

Pedro. Daher giebt es nirgends wo so ehrliche Ratten und Mäuse als in unserm Hause. Denn ich bin Bürge dafür, wenn man gleich die Thür der Speisekammer für sie offen stehen lassen sollte, sie würden nicht das geringste anrühren.

Gonzalo. Gewiß, das kann ich nicht ohne Mitleiden anhören.

Leonora. Das ist auch das einzige Mittel, wodurch sie können gedemüthiget werden. Man muß es hier eben so machen, wie bey den Belagerungen starker Festungen, die man erobern will. Denn, wenn man dieselben durch nichts anders einbekommen kann: so muß man sie aushungern.

Pedro. Leonora weiß wohl, wie Festungen eingenommen werden. Denn sie hat sich vor diesem in

dem holländischen Kriege mit im Felde gebrauchen lassen.

Gonzalo. Nu, Nu, Pedro, scherze nicht so grob.

Leonora. Man darf sich sein Geschwätz nicht sonderlich ansechten lassen. Er schont auch der Herrschaft selbst nicht.

Pedro. Das ist wahr. Man muß doch einige Freyheit in einem Hause haben, wo man aus lauter Großmuth, ohne Kost und Lohn, dienet. Ich sage ihnen manchmal derb die Wahrheit, wenn wir allein sind; wenn aber Fremde da sind, so warte ich ihnen doch allemal mit schuldiger Ehrerbietung auf.

Gonzalo. Wird aber dein Herr oder deine Frau nicht zuweilen ungehalten darüber?

Pedro. O nein! Sie legen sich alles zur Ehre aus. Wenn sie nichts zu essen haben; so sagen sie: es sey ihr Fasttag; das ist ja vornehm. Wenn sie Wasser statt des Weines trinken: so berufen Sie sich auf einige aus ihrer Familie vor der Eündfluch, welche nichts als Wasser getrunken haben; das ist auch vornehm. Wenn der Herr zerrissene Schuhe tragen muß; so heißt es: daß solches mit Fleiß geschehe, wegen der Leichdornen, das ist auch vornehm. Wenn die gnädige Frau aus Mangel der Kleider nicht in die Kirche kommen kann; so heißt es: daß sie die Messe in ihrem Cabinet abwarte; das ist auch vornehm. Und endlich, wenn ich ihnen nicht die geringste Ehre erweise; so heißt es: ich sey der Hofnarr; das ist auch vornehm.

Gonzalo. Lieben Kinder, arbeitet doch daran, daß ihr sowohl meine Sache glücklich zu Stande bringen helfet, als auch euren eignen Vortheil befördert.

Denn

Denn wenn ich meines Wunsches gewährt werde: so ist euch allen geholfen.

Leonora. Mein Herr dürfen an meiner Bereitwilligkeit nicht zweifeln, da ich bereits das schwerste, nämlich das Herz der Fräulein überwunden habe.

Gonzalo. Aber, was hilft mir das, wenn die Aeltern auf ihrem hochmüthigen Sinne bleiben?

Leonora. Mein Herr müssen zusehenderst nebst Dero Frau Schwester den Antrag thun. Und wenn das nicht glückt, so wollen wir schon andere Mittel erfinden. Wir können ihnen ohne alle Gefahr einen Pöf-
fen spielen. Denn die ganze Stadt haßet unsere Herrschaft wegen ihres unerträglichen Hochmuths. Man wird sich darüber freuen, wenn ihre tugendhafte Tochter so gut versorgt und an Mann gebracht werden kann. Gehen Sie nur hin, und beruhigen Ihr Gemüth. Für das übrige lassen Sie uns sorgen.

Der sechste Auftritt.

Leonora. Pedro.

Leonora. Pedro, ich verlange nichts weiter von dir in dieser Sache als Verschwiegenheit.

Pedro. Ich kann auch wohl mit einem guten Rathe helfen.

Leonora. Was für einen guten Rath könntest du doch wohl hierben geben?

Pedro. Du wirst es schon sehen. Man kann den guten Rath nicht gleich aus dem Ermel schütteln. Ich muß Zeit haben mich erst auf etwas zu besinnen. Ich denke aber schon auf eine gewisse Sache.

Leonora. Nun, was hast du denn ausfindig gemacht?

Pedro. Ich habe nichts ausfindig gemacht. Ich denke aber nur auf eine Sache, nämlich, wenn wir erst durch unsere listige Streiche die beiden Verliebten glücklich gemacht haben, ob wir uns denn nicht bey dem Herrn Gonzalo in Dienst begeben sollen?

Leonora. Es ist am besten, wenn du dabei bleibst, hierauf zu denken, und mich für des übrige sorgen lässest. Ich will der Sache schon raten. Von dir fordere ich nichts anders, als daß du verschwiegen seyst, und dich durchaus nichts merken lässest, damit Gusmann, der Page, nichts davon zu wissen bekomme.

Pedro. Ey, das ist wunderbarlich, daß Frauenzimmer den Mannspersonen die Verschwiegenheit anpreisen wollen. Weißt du nicht, was ein gewisser Weltweiser von dem Frauenzimmer sagt? Er sagt: Gewiß, es ist sehr artig wenn ich mich nur darauf besinnen könnte.

Leonora. Er sagt: Daß solch ein Schöps, wie du bist, seine Nase aus philosophischen Büchern herauslassen und sich mit Lesung derselben nicht abgeben müsse. Uebrigens mag er von der Schwachhastigkeit des weiblichen Geschlechts sagen, was er will. So viel ist gewiß, daß die meisten Heimlichkeiten von denen Mannspersonen bey einem Glase Wein ausgeplaudert werden. Daher sollte billig meines Ermessens, niemand, der offenbar dem Trunke ergeben ist, ein wichtiges Amt bedienen, wobei die Verschwiegenheit erfordert wird. Heimlichkeiten sollte man bloß den Frauenspersonen anvertrauen, denn sie lieben den Trunk nicht.

Pedro. Es werden ihnen auch heimliche Sachen

anvertrauet. Doch da kommt Gusmann. Laß uns also nicht mehr davon sprechen.

Der siebente Auftritt.

Leonora, Pedro, Gusmann.

Gusmann. Euch wird der Henker holen, daß ihr so dastehet und plaudert. Die gnädige Herrschaft hat euch wohl drey mal geruffen. Wenn ich mit dir ein paar Worte sprechen will, Leonora, so hast du niemals Zeit. Allein mit diesem gemeinen Lakay kannst du ganze Stunden stehen und schwätzen.

Pedro. Du bist ja erschrecklich vornehm, Gusmann, das kann man an deiner Liveren sehen.

Gusmann. Halts Maul! fort, herein!

Die zweite Handlung.

Der erste Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Pedro.

Don Kanudo. Nein, Donna Olympia, dieses ist nicht unser erster Stammvater und Ahnerr gewesen. Ich kann aus unserm Geschlechterregister einen Colibrados aufweisen, welcher in Estremadura noch 50 Jahr vorher gelebt hat, ehe die Mohren nach Spanien kamen. Wir sind viel vornehmere Leute, als Ihr denkt.

Donna Olympia. Es ist das möglich, Don Kanudo, weiset mir doch denselben!

Don Kanudo. Sehet hier, dieser Antonio de Colibrados, den Ihr hier sehet, war weit älter.

Donna Olympia. Das wollte ich in Wahrheit, nicht für eine Million gemißt haben. Ich habe mir allezeit eingebildet, daß ich mich durch unsere Vermählung erniedriget hätte. Mein eignes Geschlechterregister kann ich auf den Fingern herfagen, wie mein Ahe Maria, vom Juliano de Monte Ricco an bis auf meinen Vater Kanudo Melchior de Monte Ricco.

Don Kanudo. Ihr thut wohl daran, Donna Olympia, daß Ihr euch dieses fest in euer Gemüth präget; dieß ist das größte Kleinod, das wir haben.

Pedro. Ich glaube, gnädiger Herr, daß es auch das einzigste ist. Denn was man sonst noch im Hause findet, das kann sich kaum auf ein Stück von Achten belaufen, wenns zum Ausruf kommen sollte.

Don Kanudo. Das will nichts sagen, Pedro. Mein Name und das Register meiner Ahnen sind mir Reichthums genug. Wenn ich in diesem Buche lese und die Thaten meiner Vorfahren betrachte: so kann ich so satt werden, als wenn ich bey der herrlichsten Mahlzeit gewesen wäre.

Pedro. Ja, ja, ich kann leicht begreifen, warum der gnädige Herr und die gnädige Frau nicht viel nach Essen und Trinken fragen. Wer so ein fünf bis sechs Duzent Colibrados im Magen hat, hat wohl keinen Platz mehr für etwas anders darinnen übrig. Ich habe auch oft gedacht, wenn ich das Knurren in dem Leibe des gnädigen Herrn gehört habe, daß das diese alten Colibrados seyn müßten. Denn diese alten Helden führen auch noch Krieg nach ihrem Tode. Hingegen wenn es in meinem Leibe so knurrt: so ist das ein Zeichen, daß mich sehr hungert. Allein mit mir ist es eine ganz andere Sache, indem ich nur ei-

nen

nen gemeinen schlechten und leeren Magen habe. Und daher muß ich auch etwas zu essen haben, sonst kann ich meinem gnädigen Herrn oder meiner gnädigen Frau nicht länger dienen.

Donna Olympia. Das ist doch erschrecklich mit solchen gemeinen Leuten. Ich glaube wirklich daß sie aus einer andern gröbern Materie erschaffen seyn und auch eine andere Seele haben müssen, als wir vornehmen Leute. Ihr Dichten und Trachten geht nur dahin, wie sie ihren Bauch füllen mögen. Sagt mir doch, mein lieber Don Kanudo, können solche Leute von so geringem Stande auch selig werden?

Don Kanudo. Ja, ich glaube wohl, daß sie gewisser massen selig werden können; nur nicht in so vollkommenen Grad, als wir andern. Denn so wie zwischen Hohen und Geringen ein Unterscheid ist: so ist auch noch ein Unterscheid zwischen gemeinen Leuten und unvernünftigen Thieren. Ich unterstehe mich nicht, ihnen die Seligkeit abzusprechen, allein weil sie fast so unvernünftig denken, wie das Vieh, so weiß ich nicht, ob man ihnen eben ein sonderlich gutes Schicksal nach diesem Leben prophezeihen kann.

Pedro. Sehen Sie einmal, gnädiger Herr, wie meine Liveren ausseheth.

Don Kanudo. Das ist doch eine vornehme Liveren.

Pedro. Ja, es ist nicht nur eine vornehme, sondern auch eine durchlauchtige Liveren. Uebrigens ist es mir doch lieb, daß der gnädige Herr noch etwas hat, dessen er sich in der andern Welt trösten kann. Denn in dieser Welt haben doch der gnädige Herr bey

aller ihrer Hoheit nichts weiter, als Hunger und Armuth.

Donna Olympia. Pedro, du mußt bedenken, wer du seyst und mit was für einer Herrschaft du redest. Mich deucht, du hast das vergessen.

Pedro. Die Freyheit zu reden, das ist die einzige Wohlthat, die ich hier im Hause genieße, gnädige Frau! denn sonst geben Sie mir ja nichts. Wenn man mir nun auch diese Freyheit nehmen will: so kann man wohl mit Wahrheit sagen, daß ich aus lauter Großmuth diene. Wollen Sie mir das geben, was andere Herrschaften ihren Bedienten geben: so will ich eben den Respekt für Sie gebrauchen, den andre Lakaien für ihre Herrschaft haben.

Don Kanudo. Ey, laßt ihn sich immer seiner Freyheit bedienen, Donna Olympia. Kayser, Könige und Fürsten vertragen ja dergleichen spaßhafte Reden von lustigen Köpfen, die sie zu ihren Vergnügen unterhalten. Wir müssen auch in diesem Stück sehen, daß wir Leute vom Stande seyn. Rede nur, Pedro. Du kannst sagen was du willst, wenn wir allein beisammen seyn, wenn du nur in anderer Gegenwart den Respekt gegen uns in Acht nimmst.

Pedro. Ich sage, die Ehre und der vornehme Stand meiner gnädigen Herrschaft in dieser Welt ist ein Baum, der nur sehr schlechte Früchte bringet. Einige Aeste und Zweige tragen Stolz und Hochmuth, andere Hunger und Durst. Daher wird vielleicht derselbe in jenem Leben mehr tragen.

Don Kanudo. Du redest sehr einfältig, Pedro. Solche vornehme Leute und Standspersonen,
wie

wie wir, sind nicht arm. Sie heißen ja Riccos hombres, reiche Leute.

Pedro. Es ist wahr, sie heißen reiche Leute, wie die Mönche Gottes Diener heißen. Denn diese letztern sind oft eben so fromm und gottesfürchtig, als jene reich sind. Wenn man reich heißt: so ist man ja nur dem Namen nach reich. Und wer nur dem Namen nach reich ist, der kann ja nicht wirklich und in der That reich seyn.

Don Ranudo. Worauf denkt Ihr, Donna Olympia? Ihr steht ja in so tiefen Gedanken.

Donna Olympia. Ich stehe und denke, woher es doch gekommen seyn mag, daß sich kein Poet eingefunden und uns zu unserm Namensstage Glück gewünscht hat.

Pedro. Ha! Ha! Ich höre, die gnädige Frau kennt unsere Poeten nicht recht. Hieher in dieses Haus kommt gewiß kein Poet mehr. Denn hier ist kein Magnet, der solches Eisen an sich zieht. Wenn die Herrschaft alle ihre Titel und Namen nach der Ordnung oben über der Hausthür mit grossen Buchstaben anschreiben liesse und unser Nachbar, der Schneider, setzte nur einen Braten oder eine Pastete vorn in sein Haus: so würde man sehen, welcher Magnet der stärkste wäre. Ich kenne alle Poeten hier in der Stadt. Und wenn ich einem unter ihnen eine Mittagsmahlzeit geben wollte: so würde er gleich mein Geschlechterregister vom Könige Salomo herleiten und alles in seinen Versen zum Pfande setzen, um mit aller Gewalt zu beweisen, daß ich von vornehmern Herkommen sey, als der gnädige Herr und die gnädige Frau.

Donna Olympia. Ich muß lachen über den
Pe.

Pedro. Das wäre eine schlechte Ehre, die der Poet dem Pedro erweisen würde, wenn er sein Geschlechtsregister von dem Könige Salomo herführte. Dadurch würde er dich ja gar zu einem Juden machen, Pedro.

Pedro. Warum nicht gar? War denn der König Salomo ein Jude? Ich kenne den König Salomo mehr denn zu gut, das mag die gnädige Frau gewiß glauben, ob ich gleich ein Ungelehrter bin. Ich sage nur, wenn die Poeten Verse auf jemand machen: so fragen sie nicht eben, ob der Mann, welchen sie loben wollen, gottesfürchtig, tugendhaft, tapfer &c. sey, sondern, ob er die Verse gutbezahle. Sobald sie Geld sehen, führt sie, ich weiß nicht was für ein Geist, auf die Spitze des Apollo oder des Helicons, wie sie es nennen, und da gerathen sie gleich in eine poetische Begeisterung, daß so wohl hinten als vorn Verse von ihnen gehen; aber wenn sie kein Geld sehen, so sehen sie auch keine Tugenden und keine rühmliche Eigenschaften, und da ist in ihrem ganzen Leibe kein Reim zu finden, wenn man sie auch aufschneiden und ihr Eingeweide darnach durchsuchen wollte. Das muß ich verstehen. Denn ich bin gewisser massen selbst ein Poet; ich kann über sechs Poeten in meiner Familie zählen, welche alle miteinander solche Narren gewesen sind.

Don Ranudo. Deswegen bist du ja aber nicht selbst ein Poet, weil du Poeten in deiner Familie zählen kannst.

Pedro. So kann ich ja auch ebenfalls sagen: deswegen sind der gnädige Herr und die gnädige Frau nicht eben vornehme Leute, weil Sie so viele groffe und
be.

berühmte Männer in ihren Familien zählen können. Denn wenn derjenige nur ein Poet heißen soll, welcher selbst Verse macht: so muß auch derjenige nur vornehm und berühmt heißen, welcher selbst grosse und rühmliche Thaten verrichtet.

Don Kanudo. Nein, Pedro, das letztere erlangt man durch die Geburt.

Pedro. Die Poesie gleichfalls. Man sagt ja, daß die Poeten geboren werden.

Don Kanudo. Ja, das geschieht auf eine ganz andere Art.

Der zweite Auftritt.

Leonora, Don Kanudo, Donna Olympia,
Pedro.

Leonora. Isabella, des Gonzalo Schwester ist draussen und verlangt die gnädige Herrschaft zu sprechen.

Olympia. Bitte sie, daß sie die Gütigkeit haben und einen Augenblick in der andern Stube verziehen möchte, damit wir uns ein wenig zu rechte machen können, sie anständig zu empfangen.

Don Kanudo. Hole mir meinen sammtuen Rock her, Pedro.

Pedro. Der wird sich vortreflich zu den löchrichen Strümpfen schicken.

Don Kanudo. Sind Löcher in meinen Strümpfen?

Pedro. Nein, nicht mehr als zehn.

Don Kanudo. Nimm etwas Dinte, Pedro, und schmiere sie über die Löcher her, so siehet man sie nicht.

Pedro

Pedro. Ich besorge, gnädiger Herr, daß das ganze Dintensfaß voll nicht zureichen möchte, denn es sind gar zu viele Löcher darinnen.

Don Kanudo. Komm! und thue was ich die heiße. (Pedro schmiert Dinte über die Löcher in den Strümpfen)

Pedro. Soll ich auch die Schuhe mit Dinte überschmierem? Denn in den Schuhen sind auch ziemlich grosse Löcher.

Don Kanudo. Nein, das geht nicht an. Ich kann sagen, daß ich in den Schuhen mit Fleiß Löcher lasse, um der Leichdornen willen.

Pedro. Aber aus dem Rocke ist ja auch hinten ein Stück ausgeschnitten. Davon läßt sich ja nicht sagen daß das mit Fleiß geschehen sey, um der Leichdornen willen.

Don Kanudo. Ich ergehe mich zwar zuweilen an deinem spaßhaften Wesen und an deinen lustigen Einfällen, aber zuweilen treibst du deinen Scherz zu weit. Doch, das hat nichts zu sagen, wenn du nur im Vorseyn fremder Leute die schuldige Ehrerbietung gegen mir in Acht nimmst. Uebrigens mache dir keinen Kummer wegen des Rocks; ich werde es schon so machen, daß niemand das Hintertheil zu sehen bekommen.

Pedro. Allein, wäre es nicht besser, gnädiger Herr, wenn wir diesen halben sammtnen Rock verkaufen, und dafür ein ganzes Kleid von gutem Tuche anschafften?

Don Kanudo. Nein, Pedro, an dem sammtnen Kleide sieht man, daß ich doch ein hohes Herz und eine vornehme Seele habe, ob ich gleich nicht reich bin.

Hin

Hingegen wenn ich nur im schlechten Tuche gekleidet gieng; so möchten mich die Leute für einen gemeinen Bürger ansehen, oder gar denken, daß ich keine erhabene oder edle Seele mehr hätte. So trage ich nun zwar keine reiche, aber doch eine vornehme Kleidung. Ist die Frau angekleidet?

Donna Olympia. (die eben so angekleidet eintritt, antwortet) Ich, ich bin ganz fertig.

Don Kanudo. Ey, Donna Olympia, Ihr seyd sehr schön gepuht. Ihr glänzet und schimmert, wie das Escorial.

Pedro. Ja, gnädiger Herr; aber auf der andern Seite siehet man unser Hospital abgemalet.

Olympia. Lasset nun die Madame Isabella nur herein kommen. (Leonora gehet zur Thür hin, um sie herein zu führen, und Pedro tritt hinter dem Stuhl seines Herrn, mit einer Brille auf der Nase nach der spanischen Art)

Der dritte Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Isabella, Pedro.

(Donna Olympia sitzt in der größten spanischen Grandezza auf einem Lehnstuhl und stoßet ihre Zähne. Don Kanudo thut eben das. Sie erheben sich beide ein wenig von ihren Stühlen, bis ein Stuhl für die Isabella gesetzt wird. Sie setzen sich aber eher nieder, als diese. Pedro steht mit einem Wedel und wehet ihnen kühle Luft zu.)

Isabella. Ich bitte hundert millionenmal um Vergebung, daß ich mir die Dreistigkeit nehme und mich unterstehe, der gnädigen Frau heute mit meinem Besuche beschwerlich zu fallen.

Olympia. Sie sind uns nicht beschwerlich Madame.
Wie

Wir sind es gewohnt, den ganzen Tag hindurch, vom Morgen an bis zum Abend, Visiten anzunehmen. Ich glaube, wir haben heute bereits über acht vornehme Visiten gehabt. Kann sich Don Kanudo nicht erinnern was für Personen heute in unserm Hause gewesen sind?

Don Kanudo. Nein, das ist mir nicht möglich. Es gehen in unserm Hause so viel Leute aus und ein, als am Hofe. Pedro, weißt du dich nicht auf alle die zu besinnen, die uns heute besucht haben.

Pedro. Rückt seine Brille zu recht und liest aus seiner Schreibtafel.) Es sind hier gewesen Conde Jago de Monte d' Oro, der Marquis Ferdinando de Leo Nigro mit der Marquese, seiner Gemahlinn, Don Sebastian de Broquel Doro und der Herzog de Cisa Casa mit der Herzoginn, seiner Gemahlinn, hiernächst der Marquis Ferdinando Goncalvo Philippo Carlos Jago Sebastiano Manuel de Rifuentez nebst seiner Gemahlinn. (Für sich selbst sagt er: Der letzte muß mehr als einen Vater gehabt haben, weil er so viele Namen hat.)

Donna Olympia. Da können sie hören, Madame, was wir bloß an diesem Tage für Visiten gehabt haben. Madame werden nicht übel nehmen, daß ich da sitze und meine Zähne stoichere. Denn wir haben erst einen Capaunen gegessen, und das Fleisch dieser Thiere macht meinen Zähnen jederzeit viel Beschwerde.

Isabella. Die gnädige Frau belieben sich nur immer ihrer Freyheit zu bedienen. Ich habe mir heute die Ehre genommen, Ihnen aufzuwarten, weil mich eine vornehme Person ersucht hat, die Mühe über

über mich zu nehmen und ihr einen Zutritt in diesem Hause zu verschaffen, indem solche nichts mehr wünschet, als die Gewogenheit des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau zu genießen.

Donna Olympia. Wir machen uns beide sowohl mein Herr, als ich, ein besonders Vergnügen daraus, ehrlichen und braven Leuten dienen zu können. Vielleicht gedenkt derselbe nach Madrid zu reisen und wünscht daher einige Empfehlungsbriefe von uns mit zu nehmen. Allein, sagen Sie uns doch, Madame, was ist es denn für eine Person?

Isabella. Es ist mein Bruder Gonzalo, welcher zu Dero Fräulein Tochter, Donna Maria, eine starke Neigung hat, und sich mit ihr zu verbinden wünscht.

Donna Olympia. Madame, ich sowohl als mein Herr haben viele Hochachtung beides für Sie, und Ihren Herrn Bruder, so weit es unser Stand zulassen will; allein . . .

Isabella. Ich weiß wohl, was die gnädige Frau sagen will. Ihre Familie ist älter, als unsere, und diese Ungleichheit läßt es nicht zu eine solche Verbindung eingugehen. Allein sollten wir es nicht zu einer vollkommenen Gleichheit bringen können, wenn wir unsere Güter mit den Ihrigen gegen einander hielten?

Donna Olympia. O Madame, es ist uns ganz und gar nicht ums Geld zu thun. Ich erdulde lieber die äußerste Armuth, als daß ich etwas thun sollte, welches unserer Familie schimpflich und unanständig wäre. Ich will Ihnen unser Geschlechterregister zeigen, Madame, und da werden Sie sehen, daß sich diese Sache unmöglich thun lasse. Ich erinnere mich noch
E gar

gar zu wohl! der letzten Worte meines sel. Herrn Vaters. Ich hinterlasse dir, sagte er, keine Mittel, meine Tochter, aber doch viel Ehre und einen grossen Rang. Fürchte Gott, ehre die Heiligen und stirb lieber unvermählt und als eine Jungfer in Armuth, als daß du etwas thun solltest, das der Familie unanständig und schimpflich wäre. Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf.

Isabella. Das war eine recht christliche und evangelische Ermahnung, seiner Tochter zu raten, aufs äußerste hochmüthig zu seyn! Und das noch in dem letzten Augenblicke seines Lebens.

Donna Olympia. Nein, Madame, er hat mich nicht zum Hochmuth, sondern nur zu einer hohen Ambition ermahnet. Ich bin auch seiner Ermahnung nachgekommen und habe in die vornehmste Familie in Spanien geheyrathet.

Isabella. Allein, bedenken Sie einmal, hochwohlgebohrne Frau, was für ein Elend das sey, wenn vornehme Leute keine Mittel haben, sich ihrem Stande gemäß aufzuführen. Denn, außer dem, daß sie Noth und Mangel leiden, sind sie auch dem Spott der Leute ausgesetzt.

Donna Olympia. Ich kann Sie versichern, daß ich nicht einen einzigen Buchstaben von meinem Geschlechtnamen auch für das beste Rittergut in Spanien verkaufen würde.

Don Kanudo. Das war recht heroisch gesprochen, Donna Olympia. Das sollte mit goldenen Buchstaben geschrieben werden: Ich gebe nicht einen Buchstaben für das beste Rittergut weg.

(Pedro wiederholt diese Worte und zeichnet solche in seine Schreibtafel.)

Isabella. Aber, Ihre Tochter würde doch dadurch nichts von ihrem hohen Range und von ihrem Adel verlieren.

Don Kanudo. Ey, Madame, das müssen wir besser verstehen. Alle Welt weiß ja, was für grosser Unterscheid sey zwischen der Familie de la Minas und der Familie de Colibrados.

Isabella. Allein, solche Familien verbinden sich doch oft mit einander durch Heyrathen.

Don Kanudo. Wenn auch alle Welt das thäte: so thut es doch Don Kanudo de Colibrados nicht.

(Pedro wiederholt diese Worte und schreibt sie gleichfalls in sein Taschenbuch.)

Isabella. Ich weiß es gar wohl, daß es Völker giebt, die die spanische Nation wegen ihres Hochmuths brav durchziehen.

Don Kanudo. Sagen Sie das nicht, Madame. Man findet Nationen, unter welchen es vornehme Familien giebt, die noch eine viel grössere Ambition besitzen. In Indien sollen gewisse Leute seyn, die man Nairos nennet, welche allemal ihre Hände waschen, wenn sie etwa Leute von anderm Stande angerühret haben, und daher, wenn sie ausgehen, vor sich her ausrufen lassen, daß ihnen ja niemand zu nahe kommen sollte.

Isabella. Das sind wacker gesittete Völker, die Sie zum Beispiel anführen. Ich merke gar wohl, daß ich hier meine Beredsamkeit vergebens anwende. Es fränkt mich eben so sehr nicht, daß ich eine abschlägige Antwort erhalten habe. Ich trage vielmehr

Mitleiden mit Ihrem schlechten Zustande und mit Ihrer Armuth, woraus Ihnen, wie ich sehe, wegen Ihres Stolzes, wohl schwerlich wird zu helfen seyn.

Donna Olympia. Hören Sie auf, Madame, und mit solchen Vorwürfen verdrüsslich zu fallen. Wer sich untersteht uns dergleichen aufzurücken, dem soll es gewiß übel bekommen. Dieß ist eine bloße Verleumdung, Madame, und man redet es uns nur aus Bosheit nach, daß wir arm sind. Man thut ja öfters sein Geld insgesamt auf Zinsen aus, so daß man selbst wieder etwas aufnehmen muß, wenn einem ein Mangel zußößt. Glauben Sie, Madame, wir sind nicht arm. Die bösen Leute sagen das nur so.

Isabella. Ich werfe niemanden seine Armuth vor. Ich bin bloß in der Absicht hieher gekommen, Ihnen einen Antrag zu thun, der eben nicht so schlechterdings bey Ihren schlechten Umständen von der Hand zu weisen wäre.

Donna Olympia. Wir befinden uns in solchen Umständen, daß wir mit unserm Zustande zufrieden sind.

Isabella. Wenn Sie mit ihrem Zustande zufrieden sind, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ich gehe Ihnen aber selbst zu bedenken, wenn, wie man mich denn davon gewiß versichert hat, die Gläubiger kommen und sich alles des Ihrigen bemächtigen werden; und ob Ihnen solches nicht zu desto größser Schande gereichen möchte, wenn die Leute erfahren, was für einen vortheilhaften Antrag Sie in solchen Umständen ausgeschlagen haben.

Donna Olympia. Wie scheinbar und annehmlich auch Ihre Rede ist, Madame, und wie vortheilhaft

hast auch Ihr Antrag zu seyn scheint: so werden Sie doch weder mich noch meinen Herrn zu dessen Annehmung bereden können.

Don Kanudo. (etwas lächelnd) Nein, Madame, glauben Sie mir, das ist eine Sache, die sich ganz und gar nicht thun läßt.

Isabella. Es thut mir leid, daß ich diese Anwerbung über mich genommen habe.

Donna Olympia. Wir versichern Sie, Madame, daß wir gar nicht ungehalten darüber seyn. Sie sind entschuldiget, weil sie es aus Gefälligkeit gegen Ihren Bruder gethan haben, und diesem kann man es gleichfalls nicht verdenken, denn die Liebe kann einen Menschen noch wohl zu grössern und kühnern Unternehmungen antreiben. Allein es ist, wie gesagt, eine Sache, die sich durchaus nicht thun läßt.

Isabella. So will ich mich Ihnen also gehorsamt empfehlen.

Don Kanudo. Ihr Diener, Madame. Können wir Ihnen sonst worinn dienen; so haben Sie zu befehlen. Allein was diese Sache betrifft, so werden Sie selbst finden, wenn Sie es recht bei sich überlegen, daß sich solche ganz und gar nicht thun lasse. (Isabella geht fort und jene erheben sich ein wenig von ihren Stühlen. Leonora folgt derselben nach und begleitet sie bis vor die Thür.)

Der vierte Auftritt.

Leonora, Don Kanudo, Donna Olympia.
Pedro.

Leonora. Die Madame Isabella läßt ihren unthänigen Respekt vermelden und bittet, daß doch vergnä.

gnädige Herr und die gnädige Frau diese kleine Goldbörse, welche sie mir in die Hand steckte, nicht verschmähen möchten.

Donna Olympia. Ey, die Canassie! Meyne sie denn daß wir Bettler sind? gleich, packe dich wieder zurück damit, und wirfs ihr vor die Füße. Das soll, wahrhaftig, nicht ungeahndet bleiben. Denn das war ein unerhörte Dreistigkeit! Eine lumpige de la Minas will einer Monte Ricco Almosen geben, deren Aeltermutter solchen Freyer ausgeschlagen, als Don Alphonso de Ribera war. (Leonora läuft mit dem Gelde hinaus, kommt aber gleich wieder. Sie und Pedro äffen ihre Herrschaft nach; stellen sich eben so zornig an und reden folgendergestalt wechselsweise mit drein.)

Pedro. (Für sich zu den Zuschauern) Und die ihrer Enkelinn zu erschrecklich grosse Kisten zum Erbtheil hinterlassen, die eine voller Hochmuth, die andere voller Armuth.

Don Kanudo. Will dieses Weib einem Colibras dos Almosen geben, dessen Vorfahren dem Reiche so vortrefliche Dienste geleistet haben?

Pedro. (sachte) Und deren Nachkommen den ganzen geschlagenen Tag auf einem Lehnstuhle sitzen und ihre Zähne stoßern.

Donna Olympia. Dessen Vorfahren auch so gar die Bettler niemals mit etwas andern, als Gold und Juwelen beschenkt haben?

Leonora. (Für sich) Und deren Nachkommen mit nichts anderm als . . . ich hätte bald etwas gesagt, ein Präsent machen können.

Don Kanudo. Dessen Vorfahren bloß durch ihre

ihre Tapferkeit und rühmliche Thaten sich so hoch empor geschwungen haben?

Pedro. (leise) Und deren Nachkommen wegen ihrer Trägheit und Untugenden werth wären wieder von ihrer Hoheit herunter gestossen zu werden.

Don Kanudo. Welcher in gerader Linie von dem berühmten Don Prospero de Colibrados herkommt, der in der Schlacht bey Burgos vierhundert Mohren mit eigener Hand niedermachte?

Pedro. (sachte) Und dessen berühmter Enkel, der grosse Don Kanudo alle Tage mehr Creaturen mit seinen Nägeln todt schlägt.

Donna Olympia. Was würde mein Urgroßvater, Don Juliano de Monte Ricco sagen, wenn er aus dem Grabe aufstehen und dieses sehen sollte?

Leonora. (leise) Er würde sagen: Nimm das Geld du Narrinn, und kauf dir Zeug dafür, damit du ein Stück hinten, in dein Kleid setzen kannst.

Don Kanudo. Was würde Don Antonio de Colibrados dazu sagen, wenn er von den Todten auferstehen sollte?

Pedro. (sachte) Er würde sagen: Du Narr, laß die Hochmuthsgrillen fahren und gehe hin und arbeite, damit du etwas zu einem paar Schuhen verdienst.

Donna Olympia. Was würde die Donna Abonida, eine von meinen Vorfahren, sagen, die sich weigerte, hundert tausend Stück von Achten anzunehmen, die ihr, in Betracht der Dienste ihres Gemahls, vom Hofe angeboten wurden?

Leonora. (leise) Sie würde sagen: Bey mir war das eine Großmuth, weil ich ohnedieß reich

genug war; allein du verdienst ins Zellhaus gesetzt zu werden, weil du in Gefahr stehst, Hungers zu sterben, und dennoch ehrlicher Leute ihre Geschenke nicht annehmen willst.

Don Kanudo. Was würde Don Gusmann de Colibrados sagen, welcher allein eine Tonne Goldes auf die Erbauung dreier Pyramiden gewandt hat?

Pedro. (sachte) Er würde sagen: Ist es möglich, daß solche Lumpenhunde haben aus unsern Lenden kommen können, die durch ihre Faulheit und Gemüthlichkeit in solchen erbärmlichen Zustand gesetzt worden.

Don Kanudo. Jedoch, sie hat es vielleicht aus Einfalt gethan. Denn dergleichen Leute sind wie dumme Bauren gegen uns anzusehen. Wenn ich wüßte, daß sie es uns zum Schimpf und Verdruss gethan hätte: so wollte ich gewiß ihre ganze Familie ausrotten. Allein so glaube ich, daß sie es aus purer Einfalt gethan. Daher muß ich auch nur darüber lachen. War das nicht eine artige Historie, Pedro?

Pedro. Ja wohl, war es eine artige Historie. Ich kann den gnädigen Herrn versichern, so arm und nothleidend ich auch bin, so habe ich verwichener Tagen, da ich zufälliger Weise mit vier Maravadies beschenkt wurde, mich doch kaum unterstanden, solche aus Mitleiden der gnädigen Herrschaft zu geben. Aber das ist wunderbarlich und artig, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau so erschrecklich böß werden, wenn Ihnen christliche Leute unter die Arme greifen wollen.

Donna Olympia. Don Kanudo! Wir können diesen unverschämten Bedienten unmöglich länger
in

in unserm Hause behalten, denn er machts mit seinem Scherz gar zu arg.

Pedro. Ich kann die gnädige Frau versichern, daß mir ein grosser Gefallen dadurch erwiesen wird, wenn Sie mich zum Hause hinausjagen; denn ich diene hier ja doch aus blosser Höflichkeit.

Don Kanudo. Höre, Donna Olympia, ich habe gesagt, daß wir einem solchen lustigen Kopfe etwas zu gute halten müssen. Bey allen seinen närrischen Einfällen sagt er doch immer die Wahrheit. Hierinn hat er in so weit Recht, daß ihr wegen eurer Nachlässigkeit zu tadeln seyd, daß Ihr nicht zum Kaufmann geschickt und euch in meinem Namen Zeug zum Kleide ausgenommen habt. Höre, Pedro, weil wir dran denken, du sollst hernach zu dem Kaufmann, Juan, hinlaufen und in meinem Namen seidenen Stoff zum Kleide für die gnädige Frau ausnehmen.

Pedro. Ich will gern hingehen. Vielleicht ist der Kaufmann heute anders gesinnet, als gestern.

Die dritte Handlung.

Der erste Auftritt

Donna Maria. Leonora.

Donna Maria. Ach Leonora! Die Thorheit meiner Aeltern und unser Armuth ist unbeschreiblich. Es wird uns ein Glück angeboten, aber, aus lauter Hochmuth, werden wir wohl noch betteln gehen müssen. Wenn es eine gemeine Bürgerfamilie wäre, die uns einen solchen Antrag thäte: so dürfte man

sich eben nicht so sehr darüber verwundern. Allein so ist es eine adeliche Familie; es ist einer der artigsten und reichsten Herren in dieser ganzen Provinz, der mich zu seiner Gemahlinn verlangt.

Leonora. Mein allerliebstes Fräulein, Sie sündigen gegen sich selbst, wenn Sie in diesem Stücke Ihren Aeltern den geringsten Gehorsam erweisen. Denn ich kann nicht sagen, daß sie ehrliebend seyn; sie sind vielmehr toll und rasend.

Donna Maria. Ach, wertheste Leonore, ich liebe dich, wegen deiner Treue und Ergebenheit ungesmein. Ich weiß, daß du uns schon längst den Dienst aufgesaget hättest, wenn du nicht um meinerwillen noch immer bliebest. Nun wenn ich deine Treu nicht belohnen kann; so wird sie doch der Himmel belohnen. Ich verlasse mich in dieser Sache auf dich, und folge lediglich deinem Rath. (Sie weint)

Leonora. Weinen Sie nicht, gnädiges Fräulein, wir werden schon noch Rath zur Sache finden. Keine Mauer ist so stark, ich kann sie niederreißen; kein Schloß ist so fest, ich habe einen Schlüssel dazu. Folgen Sie nur blindlings meinem Rathe, so wird alles gut gehen. Ich habe mit des Gonzalo Schwester, Isabella, etwas überleget und ausgedacht, welches, wie ich glaube, schon glücken soll. Und wenn es nicht glücken sollte: so müssen wir Ernst zur Sache thun und uns entführen lassen. Doch da kommen Dero Aeltern. Gehen Sie nur auf die Seite.

Der zweite Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Pedro.

Don Kanudo. Nun, Pedro, was sagte der Kaufmann?

Pedro. Er gab mir kurz und gut zur Antwort: Grüsse deine betrügerische Herrschaft, die Laufeshunde, und sage ihnen, sie möchten erst ihre alte Schuld bezahlen. Mit den Kaufleuten läßt sich nicht scherzen, wenn man ihnen etwas schuldig ist. Denn wenn man alsdenn mit solchem Gewerbe zu ihnen kommt: so fallen die Kramercomplimente nicht anders aus.

Don Kanudo. Hast du keine Zeugen, daß er dieses wirklich mit seinem Munde gesprochen?

Pedro. Das ist eben das Unglück, gnädiger Herr, daß er nicht mit dem Munde, sondern, wie es die Türken in Constantinopel machen, nur mit Geberden gesprochen. Denn er gab mir zwei Maulschellen, erst eine auf die rechte Seite, welches gleichsam so viel war, als ob er sagte: die Laufeshunde! und hernach auch eine auf die linke Seite, welches ich so auslegen konnte, daß es gleichsam heißen sollte: Grüsse deine betrügerische Herrschaft! Hierauf nahm er mir den Hut weg; welches ich so auslegte: bezahle erst, was du schuldig bist. Endlich, als ich mich zum Gehen hinaus packte, drohete er mit der Faust; woraus ich so viel verstand: will deine Herrschaft nicht im guten bezahlen, so will ich sie durch gerichtliche Hülfe schon dazu zwingen. Ich kann zwar nicht selbst mit Mienen und Geberden reden, aber wenn andre Leute

Leute diese Sprache gebrauchen: so kann ich sie vollkommen verstehen.

Donna Olympia Ist das nicht eine Canaille! Es giebt doch verflucht plumpe und grobe Leute in dieser Stadt; sie haben nicht den geringsten Respekt für vornehme Standespersonen.

Pedro. Es ist wahr, gnädige Frau; sie sollten sich für eine Ehre schämen, von einer solchen Herrschaft betrogen zu werden.

Don Kanudo. Nu, nu, Pedro. Mäßige dich etwas mehr in deinen harten Ausdrücken. Geh nur ein wenig hinaus. Ich will mit meiner Gemahlinn hier allein sehn.

Donna Olympia. Gehe Pedro, und rufe meine jüngste Tochter, die Fräulein Eugenia. Sie werden sich wundern, Don Kanudo, was dieses Kind schon für hohe Gedanken von sich und ihrer hohen Familie hat.

Pedro. (vor sich) Und ich glaube, daß die gnädige Frau sich hierinnen sehr betriegen. Denn sie ist, ob sie gleich noch ein Kind ist, schon klüger als ihre Aeltern. (Er geht ab)

Der dritte Auftritt.

Don Kanudo. Donna Olympia.

Donna Olympia. So oft ich unsere Eugenia sehe, Don Kanudo, so lachet mir das Herz im Leibe.

Don Kanudo. Ich glaube freylich, daß sie in allen Stücken mehr ihren Aeltern und hohen Ahnen nacharten wird, als ihre Schwester.

Donna Olympia. Wenn ich dieses liebe Kind sehe, so ist mir nicht anders als wenn ich meine Mutter

ter Donna Elvira leibhaft vor mir sehe und ich zweifle auch nicht, daß sie derselben nachahmen und ihre hohe Geburt und Familie zu schätzen wissen werde.

Don Kanudo. Ja ich weiß, Donna Elvira hielte ihre Ahnen und den Ruhm ihrer Vorfahren für ihr größtes Kleinod.

Donna Olympia. Und ich müßte mich sehr irren, wofern unsre Fräulein Tochter Eugenia nicht in ihre Fußstapfen treten sollte. Allein ihre Schwester hat dagegen so etwas bürgerliches und gemeines in ihrem Wesen und Mienen, welches mir ganz und gar nicht anstehet. Und was mich am meisten verdrießt, so machet sie sich mit Leuten, die nicht vom Stande sind, gar zu gemein und erniedriget sich bis zu einem vertrauten Umgange mit ihnen. Noch in der vorigen Woche sahe ich sie mit einer bürgerlichen Madame so freundlich und vertraut reden, als wenn sie ihres Gleichen gewesen wäre. Allein ich habe ihr auch deßfalls einen derben Verweis gegeben.

Don Kanudo. Ich weiß nicht, ob Donna Olympia darinn nicht etwas zu weit gehet. Denn man kann mit Bauern, Bürgern und seinen Bedienten reden und ihnen höflich und freundlich begegnen ohne das geringste von seiner Hoheit und Ehre zu verlieren. Allein, wenn man mit solchen Personen zu thun hat, die sich einbilden unsers Gleichen zu seyn; so muß man vorsichtig seyn, daß man nichts von seiner Hoheit vergebet. Denn die ersten nehmen unsere Höflichkeit als ein Gnadenzeichen an, die letztern aber fordern solches als ein Recht oder Schuldigkeit.

Donna Olympia. Das ist frehlich an dem. Aber da kommt sie.

Der

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Donna Eugenia, Pedro,
Donna Olympia.

Donna Olympia. Laß dich umarmen, Donna Eugenia, Du mein bestes Kind. Ich sehe in dir das wahrhafte Ebenbild deiner Großmutter Donna Elvira und ich hoffe du werdest rühmlich in ihre Fußstapfen treten.

Donna Eugenia. Was hat dieselbe gethan, gnädige Mama?

Donna Olympia. Sie hatte ihren hohen Stand und ihr altes Herkommen beständig vor Augen und schätzte solches höher als alles in der Welt.

Donna Eugenia. Das will ich auch sehr gerne thun; Aber . . .

Donna Olympia. Was willst du mit dem Aber sagen?

Donna Eugenia. Nichts, gnädige Mama, aber . . .

Donna Olympia. Was soll das Aber denn bedeuten?

Pedro. Können die gnädige Frau nicht leicht rathen, was die kleine Fräulein mit ihrem Aber sagen will? Sie will damit nichts anders andeuten, als: Ich habe aber heute Morgen nur ein schlechtes Frühstück bekommen.

Donna Olympia. Was hat sie denn zum Frühstück bekommen?

Pedro. Nichts anders, als wir andern. Wir sind nämlich, so viel unserer in diesem Hause sind, meines Wissens noch alle eben so nüchtern als wir auf-

gestanden sind. Es wäre denn, daß wir die schwarze Kaze mit zur Familie rechnen wollten, welche heute schon vielleicht eine gute Jagd kann gehabt haben.

Donna Olympia. Es ist doch eine Schande, daß ihr gemeinen Leute euren Bauch zu euren Gott macht, und daher allezeit nur auf Essen und Trinken bedacht seyd.

Pedro. Und ich will wetten, gnädige Frau, daß die gnädige Fräulein eben so denkt, wie wir. Fragen Sie dieselbe nur einmal.

Donna Olympia. Höre meine Tochter! was schäzest du höher, entweder deinen Adel und vornehmes Geschlecht oder das Geld?

Donna Eugenia. Ich schätze das Geld am höchsten.

Donna Olympia. Was höre ich? du schäzest das Geld höher als deinen Adel. Aber was kann dich dazu bewegen?

Donna Eugenia. Weil man für Geld Essen, Trinken, schöne Kleider und fast alles, für jenes, ich meine den Adel oder unsre Ahnen, aber nichts kriegen kann.

Pedro. Die Fräulein hat in Wahrheit Recht. Denn für funfzig Ahnen giebt uns der Becker nicht eine einzige Semmel.

Donna Olympia. Habe ich dir dergleichen Lehren gegeben, meine Tochter?

Donna Eugenia. Nein, gnädige Mama!

Donna Olympia. Wie kommts denn daß du so redest?

Donna Eugenia. Weil der gnädigen Mama
 Ich.

Ihre Lehren falsch sind und Sie mich übel unterrichtet haben,

Donna Olympia. Was? Ich sollte dich übel unterrichtet haben?

Pedro. Ja, wenn ich die Wahrheit sagen darf, so ist der gnädigen Frau ihr Catechismus wohl nicht gar zu orthodox oder richtig.

Donna Olympia. Schweig, du Unverschämter! Ich höre schon, von wem das gute Kind verführt wird. Ach Himmel! ist es möglich, daß ich dergleichen von meinem besten und liebsten Kinde, und wovon ich die größte Hoffnung gehabt, hören muß? Höre einmal, Fräulein Eugenia! Man sagt, daß eine Person von ungleichem Stande mit dem unsrigen seine Gedanken auf deine Schwester gerichtet habe. Gefällt dir solches?

Donna Eugenia. Nein ganz und gar nicht. Denn ich bin auf die Person böse, weil sie nicht nach mir frenet. (Sie weint.)

Donna Olympia. Ach Himmel! Ich befürchte, ich werde noch aus Gram und Bekümmerniß meinen Verstand verlieren. Höre du ungerathenes Kind! Ich werde dich ins Kloster stecken.

Donna Eugenia. Ey da werde ich keine große Noth leiden.

Donna Olympia. Ich werde dich enterben.

Donna Eugenia. Enterben? Ha, ha, ha, hi, hi, hi,

Donna Olympia. Und du lachest noch darüber?

Donna Eugenia. Hier ist ja nichts zu erben.

Donna Olympia. Gehe mir aus den Augen du unartiges und gottloses Mädchen!

Don-

Donna Eugenia. Enterben? Ha, ha, ha, hi, hi, hi. (Sie geht ab)

Donna Olympia. Seht einmal wie trostlos und naseweis das Ding ist. Sie darf so gar ihre Aeltern verspotten.

Pedro. Gnädige Frau! Wenn Kinder und Gesinde von ihren Aeltern und Herrschaften nicht so gehalten werden, wie sie sollen; so verachten sie dieselben, wenn sie auch tausendmal hoch- und wohlgebohren sind.

Donna Olympia. Das verfluchte Gesinde hat das Kind verdorben.

Pedro. Nein, gewiß nicht. Allein die Natur geht über die Erziehung. Was sagt nicht der weise Seneca?

Donna Olympia. Er sagt: daß ein so gemeiner Kerl, wie du bist, sich nicht unterstehen soll, so frey zu reden.

Pedro. Er sagt aber auch: Mulier taceat in Ecclesia.

Don Kanudo. Hinaus du Meister Philosoph und laß uns allein.

Der fünfte Auftritt.

Don Kanudo. Donna Olympia.

Don Kanudo. Ich bin erstaunt über die Auf-
führung unserer jüngsten Tochter.

Donna Olympia. Sie ist von dem Gesinde
verführt worden, und man muß genau untersuchen,
von wem solches eigentlich geschehen ist.

Don Kanudo. Was kann nicht der Umgang
mit gemeinen Leuten für Schaden verursachen. Das
D Kind

Kind ist ja so verkehrt, daß man es faß nicht mehr regieren kann.

Donna Olympia. Man muß ihr nur allen Umgang mit geringen Leuten verbieten, so wird sie bald wieder auf bessere Wege und ihrer Geburt anständigere Gedanken gebracht werden können.

Don Kanudo. Ach! ach! Keine Sorge ist größer, als wenn Aeltern sehen wie ihre Kinder aus der Art schlagen, und den Ruhm ihrer Ahnen durch ihre üble Aufführung verdunkeln oder verunehren. Aber was werden wir heute essen, Donna Olympia?

Donna Olympia. Ja, was werden wir anders essen, als was wir gestern und in den übrigen verwichenen Tagen gegessen haben. Das erste Gericht sind Erbsen, das andere Gericht werden Erbsen, und das dritte Gericht werden gleichfalls Erbsen seyn.

Don Kanudo. Aber wir können in die Länge so nicht leben. Denn ich finde meine Kräfte bereits so geschwächt, daß ich kaum noch auf den Füßen stehen kann.

Donna Olympia. Ach wenn es sich doch nur für mich schickte, mit den Händen zu arbeiten, so könnte ich doch etwas verdienen, womit wir uns des Hungers erwehren könnten. Denn der Hunger ist doch eine heftige Plage.

Don Kanudo. Da sitzt ein armer Bauersmann draussen vor der Thür und speiset mit gutem Appetit. Er ist in diesem Stück glückseliger, als wir.

Donna Olympia. Glückseliger als wir, kann er nicht seyn. Denn wie glückselig er auch ist: so ist er doch nur ein Bauer. Uebrigens jammert mich doch
des

des armen Schelms, daß er da unter freyem Himmel sitzen und essen muß.

Don Kanudo. Aber was ist wohl am schlimmsten: unter freyem Himmel essen, oder unterm Dache hungern?

Donna Olympia. Es ist beydes schlimm. Denn das erste ist zwar nur etwas, das gemeinen Leuten ansteht, aber es sättiget doch. Das andere ist etwas vornehmeres, aber es sättiget nicht.

Don Kanudo. Laßt uns den armen Mann herein rufen, daß er hier sitzen und sein Mittagsbrod in Ruhe verzehren kann. Denn draussen wird er von der Sonne, von der Luft, von Fliegen, Menschen und Hunden geplagt.

Donna Olympia. Ja, laßt ihn immer herein kommen. Ich habe lieber einen Bauer oder Bürger in meinem Hause, als einen mittelmäßig vornehmen Mann. Denn jene legen mir solches als eine christliche Demuth aus, aber dieser will für meines Gleichen angesehen seyn und hält es für ein Recht, mit mir vertraulich umzugehen.

Der sechste Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Ein Bauer.

Don Kanudo. Höre, du armer Bauer, komm herein mit deinem Quersacke.

Der Bauer. Ich bin viel zu gering und unwürdig, hochwohlgebohrner Herr, in einen solchen Palast zu treten.

Don Kanudo. Wir sind alle Menschen. Es jamberte mich deiner, da ich dich unter freyem Himmel sitzen und essen sahe. Setze dich nur nieder auf

diesen Stuhl, da kannst du deinen Bissen Brod in Ruhe verzehren.

Der Bauer. Ich danke, hochwohlgebohrner Herr.

Don Kanudo. Wo gehörst du zu Hause?

Der Bauer. Ich wohne vier Meilen von hier.

Don Kanudo. Was hast du heute zur Stadt gebracht?

Der Bauer. Einige Duzend junge Hühner, die ich auf dem Markte verkauft habe.

Don Kanudo. Wenn du einige gute fette Kapaunen hast, so bringe sie auf ein andermal hieher.

Der Bauer. Will die Herrschaft keine junge Hühner haben?

Don Kanudo. Nein. Um junge Hühner gebe ich eben nicht viel. Das meiste Fleisch, was wir im Hause essen, sind Kapaunen und Wildpret. Sonst essen wir kein Fleisch.

Der Bauer. Das kann ich wohl sehen an der Herrschaft. Denn sowohl der gnädige Herr, als die gnädige Frau sehen ziemlich mager aus. (Sie streichen sich beide übers Gesicht.)

Don Kanudo. Mein guter ehrlicher Mann, sage mir doch, wie heißest du?

Der Bauer. Ich heiße Juan.

Don Kanudo. Bewohnte dein Vater ebendenselben Hof, den du bewohnest?

Der Bauer. Ja!

Don Kanudo. Wie hieß dein Vater?

Der Bauer. Ich weiß in Wahrheit nicht wie er geheißen hat.

Don Kanudo. Das ist doch erschrecklich! Sei-
nes

nes Vaters Namen nicht zu wissen! Das ist ja das größte Vergnügen in der Welt, daß man weiß, wie unsere Aeltern geheissen haben, und was für eines Herkommens wir seyn!

Der Bauer. Auf dem Lande halten wir dieß für das größte Vergnügen, daß wir den Acker Korn und Früchte tragen sehen, davon wir leben können; daß unsere Weiber alle Jahr ein Kind kriegen; daß unsere Kinder bald in die Höhe wachsen und uns zur Hand gehen können.

Don Kanudo. Das ist artig; und wir hohen Standespersonen halten das für eine beschwerliche Last, wenn wir viel Kinder bekommen. Denn je mehr Kinder, je mehr Ausgaben.

Der Bauer. Bey uns hingegen heist es: je mehr Kinder, je mehr Einkünfte; je mehr Junker je mehr Müßiggänger und Eßer im Lande. Allein je mehr Bauern, je mehr Arbeiter.

Don Kanudo. Das ist wahr. Du redest wie ein Philosoph. Wie alt warst du, da du heyrathest?

Der Bauer. Ich war achtzehn Jahr alt.

Don Kanudo. Das war etwas zu frühzeitig. Wir vornehmen Leute verheyrathen uns nicht eben so jung. Wir müssen bisweilen bis in unser vierzigstes oder funfzigstes Jahr warten, ehe wir uns in den Stand setzen können, unsere Familie eben so prächtig und ansehnlich zu unterhalten, als unsere Aeltern und Vorfahren.

Der Bauer. Wir hingegen verheyrathen uns so bald, als wir im Stande sind, die Welt zu vermehren. Denn Weiber und Kinder sind uns nicht zur Last. Je mehr Hände im Hause sind, je mehr Ar-

bester haben wir; und je mehr wir Arbeiter haben, je grösser ist unser Wohlstand und Reichthum.

Don Kanudo. Der Mann spricht sehr verständig, Donna Olympia, der Bauernstand ist darinnein glückseliger Stand. Ich glaube auch, daß daher die Bauernkinder frischer, muntre und stärker seyn, als vornehmer Leute Kinder, weil sie in den besten Jahren ihrer Aeltern gezeuget werden.

Der Bauer. Nehmen es der Herr nicht ungnädig, ich glaube auch, daß dieses die Ursache sey, daß nicht so viel Hahnrehe unter den Bauern gefunden werden, als unter den vornehmen Leuten. Denn wenn vornehme Leute gehen und warten, bis sie 50 Jahr alt sind, ehe sie in Stand kommen, eine Familie zu versorgen: so kommen sie ausser Stand, eine Frau zu versorgen; es müßte denn seyn, daß vornehme Frauen sich bloß mit Essen und Trinken begnügen lassen können; welches wir bey uns auf dem Lande für unglaublich halten.

Don Kanudo. Ha! ha! ha! Wie lustig ist es doch, einen gemeinen Bauer so reden zu hören. Uebrigens verwundre ich mich sehr über dich, daß du das grobe Brod mit solchem Appetit essen kannst.

Der Bauer. O dieser Käß und dieses Brod schmeckt mir vielleicht besser, als der Herrschaft der beste Braten. Alles was man essen kann, ist gut; es kommt nur darauf an, wie unser Magen gewöhnt ist.

Don Kanudo. Wir müssen alles in der Welt versuchen: Laß mich, Wunders halben, einmal den Käß kosten, und sehen, ob ich denselben hinunter bringen kann.

Don

Donna Olympia. Ach, Don Kanudo, das wird nimmermehr angehen.

Der Bauer. Will's der Herr einmal versuchen?

Don Kanudo. Ja, bloß aus Neugierigkeit. Ey, das schmeckt doch so übel nicht.

Der Bauer. Die gnädige Frau nimmt auch wohl ein Stückchen?

Donna Olympia. Das ist wahr, der Käß schmeckt gut. Ich hätte geschworen, ich würde ihn nicht genießen können.

Don Kanudo. Ha! ha! ha! Ich muß in der That noch ein Stücke haben. Das ist eine seltsame Sache! Ich hätte nimmermehr gedacht, daß ich das thun könnte. Und ich kann es meinen Kindeskindern noch erzählen. Schneide nur noch ein dickes Stück ab, Juan, und gieb uns auch etwas von deinem schwarzen Brode dazu. (Sie essen beide brav.)

Donna Olympia. Die erste Historie, die ich erzähle, wenn ich bey Hofe komme, soll in Wahrheit diese seyn, daß ich mit einem Bauer Käß und Brod gegessen habe.

Don Kanudo. Ha! ha! ha! Gieb uns noch ein Stück, Juan! Ich will wahrhaftig so lange essen, als es mir schmeckt.

Der Bauer. Ich weiß nicht, hochwohlgebohrner Herr, ob es mein Käß vertragen kann, daß ich ihn noch mehr abschneide.

Don Kanudo. Ha! ha! ha! (Er nimmt den Käß selbst hin und schneidet die Hälfte ab.) Nun sollst du sehen, daß weder die Frau noch ich schlechte Bauernkost verachten. (Der Bauer steckt sein Essen wieder in seinen Känzel und kratzt sich hinter den Ohren.)

Donna Olympia. Gib mir noch ein Stück; ich will zusehen, ob meine Fräulein Tochter auch solche Kost genießen kann. Ha, ha, ha! Das ist artig genug zur Veränderung!

Der Bauer. Das letzte Stück, das der Herr abgeschnitten hat, ist so groß, daß nicht nur die ganze Familie davon versuchen, sondern sich auch dazu satt essen kann.

Don Kanudo. Wenn du wieder in die Stadt kommst: so kannst du uns frey zusprechen.

Der Bauer. Der Herrschaft danke ich. (leise für sich) Aber den müßte der Henker reiten, der seinen Kanzen wieder mit brächte.

Don Kanudo. Wenn du nun zu Hause kommst, Juan, so hoffe ich, daß du uns wegen unsrer Demuth überall rühmen werdest.

Der Bauer. Ja, was denn? Insonderheit, wenn der Herr so gnädig ist, und mir meinen Käß und mein Brod bezahlt. Denn, die Wahrheit zu sagen, so habe ich eben nur so viel zu essen mitgenommen gehabt, als ich auf dem Wege zu verzehren brauchte.

Don Kanudo. Was wollen wir dem ehrlichen Manne geben, Donna Olympia? Ich habe heute an einen Freund 2000 Rosinobel ausgeliehen, und habe also kein Goldstück bey der Hand mehr. Und jemand mit Silbergelde zu beschenken, das schickt sich weder für mich noch für irgend einen andern aus dem Colibradosischen Hause.

Der Bauer. O, ich will gern mit Silbermünze zufrieden seyn, gnädiger Herr.

Don Kanudo. Nein, Juan, das läßt sich nicht thun. Wir würden darüber um alle unsre Eh-

re kommen. Unsere Belohnungen die wir andern geben, bestehen entweder in Gold oder in Ehre.

Der Bauer. Allein, weil die Herrschaft kein Gold bey der Hand hat, und ich selbst so viele Ehre habe als ich verlange: so will ich demüthigst gebeten haben, mir in Silbermünze meinen Schaden in etwas zu ersetzen, damit ich wieder einige Zehrung auf den Weg habe.

Don Kanudo. Sollen wir ihm ein Duzend Stück von Achten geben? Donna Olympia, doch mit der Bedingung, daß er solches niemand sage.

Donna Olympia. Nein, Herr, das gebe ich nimmermehr zu. Denn das wäre eine ewige Schande für unser Haus.

Der Bauer. Wahrhaftig ich wills niemanden sagen, daß ich Silbermünze empfangen habe.

Don Kanudo. Höre, Juan, ich bin versichert, wenn du zu Hause kommst und den andern Bauern erzählst, was dir hier widerfahren ist, daß sie dir hernach viel Ehre erweisen werden.

Der Bauer. Wenn die Herrschaft nicht bey Geld ist: so wollte ich demüthigst gebeten haben, mir etwas aus Ihrer Küche geben zu lassen, damit ich doch etwas habe, wovon ich unterwegs zehren, und welches ich auch den andern Bauern sehen lassen kann, zu einem Beweise, daß ich in der Herrschaft ihrem Hause gewesen bin.

Don Kanudo. Ich will dir einen Abdruck von unserm Wapen geben, welchen du zum Beweise, daß du hier gewesen, mitnehmen kannst.

Der Bauer. Werde ich da auch ein vornehmer

Mann, wenn mir der gnädige Herr dieß Wapen verehret?

Don Kanudo. Ey! warum nicht gar? Rede doch nicht so einfältig.

Der Bauer. Ich dachte, es bestünde bloß in dem Wapen. Denn viele beweisen ja ihren vornehmen Stand mit nichts anderm, als mit dem Wapen ihrer Vorfahren. Wenn es mir also nichts helfen kann: so geben Sie mir nur etwas aus Ihrer Küche, damit ich auf den Weg etwas zu essen habe.

Don Kanudo. Wenn irgend jemand dran zweifeln und sagen sollte: Wie ist es möglich gewesen, daß Don Kanudo de Colibrados, welcher da her stammt von Antonio Prospero Alphonso, Gonzalvo Hippolyto Stephano Mustacho . . .

Der Bauer. Allein, gnädiger Herr!

Don Kanudo. Lopes, Melchior Guzmán, Theodosio Theophrasto, Theodoro Carlos, Philippo Manuel Balthasar . . .

Der Bauer. Aber, gnädiger Herr!

Don Kanudo. Manuel, Juan Aurelio Sancio Ramirez, Don Jago Juliano Sebastiano Valentiniano Etemogeniano Melchior Lopes . . .

Der Bauer. Aber, gnädiger Herr, ich sollte . . .

Don Kanudo. Caspar Kanudo Trincolo Benoso &c. . .

Der Bauer. Noch bin ich gleich hungrig, gnädiger Herr!

Don Kanudo (weist das Verzeichniß seiner Ahnen in seinem Stammbuche oder Geschlechtregister und sagt: &c. . .)

Der Bauer. Der Herr mag da in seinem Geschlechte

schlechtregister so viele Don Julianen und Don Anen, so viele Don Quirote und Don Sancho Pansen herlesen und herrechnen, als er will: so giebt nur das . . .

Don Kanudo. Wenn jemand, sage ich, dran zweifeln und sagen sollte: wie ist es möglich gewesen, daß ein solcher Herr einen armen Bauer dergleichen Ehre erzeiget? so darfst du nichts weiter thun, als ihm nur diesen Abdruck weisen.

Der Bauer. Aber will die Herrschaft mir nicht wenigstens ein Bißchen Wein in meine Flasche geben?

Don Kanudo. Hört, Donna Olympia, da liegt ein Abdruck von unserm Wapen auf dem Schranke, den dieser ehrliche Mann zu einer Erinnerung und zum Andenken mitnehmen kann, daß er hier gewesen ist.

Der Bauer. Darf ich nicht erst einen Lakayen rufen, daß er mir meine Flasche fülle?

Don Kanudo. Siehe da, Juan, verwahre das wohl, und nimm dich in Acht, daß es unterwegs nicht entzwen gehet.

Der Bauer. Darf ich nicht selbst in die Küche springen und den Kellerbedienten rufen, daß er mir ein wenig Wein in meine Flasche gebe?

Don Kanudo. Nun will ich dir erklären, Juan, was das alles ist, das in diesem Wapen steht. In dem ersten Felde siehest du einen blauen Falken; (der Bauer sagt leise für sich: ich müßte toll seyn, wenn ich meinen Kanzen wieder mit hieher brächte) In dem andern Felde steht ein Leopard.

Der Bauer. Ich kann nicht länger warten, ich muß gehen.

Don

Don Kanudo. In dem dritten Felde stehen vier Lilien.

Der Bauer. Meinetwegen mögen ihrer sechs zehn stehen.

Don Kanudo. In dem vierten befindet sich ein Schwerdt.

Der Bauer. Ey, hole der Teufel so wohl das Schwerd als auch die Lilien!

Don Kanudo. Nun will ich dir von allen die Bedeutung sagen.

Der Bauer. Ich empfehle mich der gnädigen Herrschaft und danke für die Ehre, die sie mir erwiesen, daß sie mir meinen Raß und mein Brod aufgestresen haben.

Der siebente Auftritt.

Don Kanudo. Donna Olympia.

Don Kanudo. Wie wird uns der Bauer rühmen, wenn er nach Hause kommt!

Donna Olympia. Ja gewiß! ich weiß was er sagen wird. Er wird sagen: was für eine gnädige Herrschaft war nicht das! Mancher Bauer bildet sich mehr ein, als der hochwohlgebohrne Herr und und die hochwohlgebohrne Frau.

Don Kanudo. Allein, es sollten wohl nicht viel von unserm Stande mit einem armen Bauer so umgegangen seyn, als wir mit diesem umgegangen sind.

Donna Olympia. Das will nichts sagen, Don Kanudo. Wir verlieren dadurch nichts von unsrer Ehre. Ich bilde mir nicht viel ein, daher kann ich auch diejenigen nicht wohl leiden, die etwas seyn wollen und doch nichts sind. Bauern geben sich für nichts
wei.

weiter aus, als für Bauern, und die Ehre die man ihnen anthut, sehen sie als eine Gnade an. Allein es giebt gewisse Leute, als Monsieur und Madame (Ihr kennet sie wohl) welche, ich weiß nicht wie vornehm thun, und der Bürger guckt doch allenthalben hervor, wie sehr sie ihn auch zu verstecken suchen. Es gehet mit solchen Leuten eben, wie mit jenem Lakaien, von welchem man erzählt, daß er so viel Geld in der Lotterie gewonnen, daß er selbst ein Herr geworden, und sich einen sehr grossen und prächtigen Staat zugeleget, der sich aber selbst einmal so weit vergessen, daß er, anstatt sich in die Carosse zu setzen, auf dieselbe hinten aufgestiegen. Ebenso verrathen die Leute, von denen ich rede, zum öftern ihr bürgerliches Wesen, das ihnen doch immer anklebt. Ich ärgere mich fast zu Tode, wenn ich die Madame (Ihr wißt wohl welche ich meyne) in ihrer Portechaise sehe, wie sie da sitzt und den Kopf auf die linke Achsel hängt: und eine so melancholische Miene macht, die ihr Mißvergnügen darüber anzuzeigen scheint, daß gleichsam es ihr Mann noch nicht höher in der Welt gebracht hat; da sie doch, wenn sie sich erinnern wollte, daß ihre Frau Mutter zu Sevilien auf öffentlichen Markte Feigen zu Kauf gehabt, ganz schwindlicht worden, und sich mit beyden Händen an der Portechaise fest halten mußte. Aber sie spricht gewiß nicht gern von ihrer Großmama, wie denn auch Monsieur, nicht gern von seinen Aeltern redet. Ich erbosse mich recht, mein liebster Don Kanudo, wenn ich an solch Paar gedenke.

Don Kanudo. Ey, mein Schatz, ihr müßt
euch

euch nicht so sehr hierüber ärgern. Es ist ja der Mühe nicht werth.

Donna Olympia. Wenn sie nur einmal kämen und sich unterstünden, mich zu besuchen. Ich würde sie eine ganze Stunde im Hause stehen lassen; das sage ich und das schwere ich. Was will das . . .

Don Kanudo. Ey! Wird der Frau schlimm? In der That, sie wird ohnmächtig. O wenn ich doch etwas hätte, das ich ihr vor die Nase halten könnte! Da, riecht an dieß Stück Käse: so gehts vielleicht über. Ach! welch ein adlich Herz! (Sie kömmt wieder zu sich selbst)

Donna Olympia. Ich sage, Don Kanudo, sie sollten eine ganze Stunde im Hause stehen; mehr mache ich nicht aus ihnen. Ich achte sie nicht so hoch, als das Stück Käse, das Ihr da in der Hand habt. (Indem sie dieß sagt, nimmt sie ihm den Käß aus der Hand, und ißt ihn auf.)

Der achte Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Pedro.

Pedro. Ach nun ist der Teufel gar loß! Da sind die Gläubiger mit den Gerichtsdienern draussen, um ein Urtheil zu vollstrecken. Sie nehmen alles weg, was sie im Hause finden.

Don Kanudo. Wo sind sie?

Pedro. Sie sind schon in der grünen Stube eingebrochen.

Don Kanudo. Komm und laß uns gehen.

Der neunte Auftritt.

Die Vorigen. Ein Gerichtsdienner.

Der Gerichtsdienner. (Macht eine tiefe Verbeugung:)

gung.) Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung gnädiger Herr und gnädige Frau, daß ich mit solcher Dreistigkeit hieher komme. Ich bin ein geringer Bedienter, welcher bey Verlust seines Amtes den Befehl der Obrigkeit ausrichten muß.

Don Kanudo. Zu welchem Ende ist er hergeschickt?

Der Gerichtsdiener. Ich bin hergeschickt, mit Befehl, an dieser hohen Herrschaft eine allerunterthänigste Execution zu vollziehen, und Kraft dessenigen Urtheils, welches vor 14 Tagen ausgesprochen worden, alles, was ich in diesem hochadlichen Hause finde, hinwegzunehmen, auch so gar bis auf die hochadlichen Kleider, welche die hohe Herrschaft am Leibe trägt.

Don Kanudo. Ich hoffe doch, daß man mit mir nicht, wie mit einem gemeinen Bürger umspringen wird.

Der Gerichtsdiener. Es sollte wohl nicht so seyn. Allein die Gesetze machen, leider! keinen Unterschied unter den Leuten, wenns Geldsachen betrifft.

Don Kanudo. Bedenkt euch wohl, was ihr thut, Monsieur!

Der Gerichtsdiener. Ich habe es sehr wohl überlegt. Ich habe mich bereits mit meinen Leuten einiges kleinen Hausraths bemächtigt, welches ich in dem andern Zimmer gefunden habe. Allein, weil das im geringsten nicht zureicht, dasjenige damit zu bezahlen, was Sie schuldig sind; so muß ich mir nun die Dreistigkeit nehmen, auch an die Kleider der hohen Herrschaft Hand zu legen, und ich bitte allerunterthänigst, solches nicht ungnädig zu vermerken.

Don

Don Kanudo. Kann jemand solches wohl gnädig aufnehmen. Ihr werdet mir keine Ursache anführen können, womit ihr ein solches Verfahren rechtfertigen könntet?

Der Gerichtsdiener. Die Zeit erlaubt mir nicht, dießmal weitere Ursachen anzuführen. Ich werde aber mit der größten Höflichkeit fortfahren, und dem Herrn, im Betracht seines hohen Standes, die Unterkleider anbehalten lassen.

Don Kanudo. Eine erschreckliche Höflichkeit! das muß ich bekennen.

Der Gerichtsdiener. Ja, ich weiß gar wohl einem jeden mit gebührender Ehrerbietung zu begegnen. (Er zieht ihm den Rock aus und macht dabei drey tiefe Verbeugungen.)

Don Kanudo. Ach Himmel, in was für Zeiten leben wir!

Der Gerichtsdiener. Nun muß ich mich auch an Sie machen, gnädige Frau!

Donna Olympia. Das ist ein Verbrechen, da der Kopf drauf steht, an eine solche Dame, wie ich bin, die Hand zu legen. Bedenkt euch also wohl!

Der Gerichtsdiener. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, wie sehr es mich schmerzt, daß ich dieses Urtheil an der gnädigen Frau vollstrecken muß. Allein ich bin nur ein unschuldiges Werkzeug, dessen sich die Obrigkeit bedient.

Donna Olympia. Sage nur dem Magistrat, daß er exemplarisch dafür werde gestraft werden.

Der Gerichtsdiener. Ich werde die Worte der gnädigen Frau unterthänigst hinterbringen. Aber ich muß mir noch vorher die Freyheit nehmen,
mich

mich Ihres Kleides auf Abrechnung der Schuld zu bemächtigen. (Er zieht ihr das Kleid aus und küsst dabei ganz demüthig den Saum von ihrem Unterrocke.)

Donna Olympia. Ach Himmel! Ich bin des Todes für Scham.

Don Kanudo. (Mit seiner Schnupftabacksdose in der Hand) Ey, Madame, laßt uns das großmüthig mit Verachtung ansehen, um auch in diesen Umständen zu beweisen, daß unsere Herzen mit unserer hohen Geburt übereinkommen. Monsieur, wir nehmen ihm das gar nicht übel. Sehe er hier, beliebt ihm eine Prise Taback?

Der Gerichtsdiener. Darf ich fragen: Ist dieses des Herrn seine eigene Dose?

Don Kanudo. Ja, was denn?

Der Gerichtsdiener. Der Herr muß also nicht ungehalten darüber werden, daß ich dieselbe auch auf Rechnung wegnehme. (Don Kanudo geht und sinkt zur Erde nieder)

Der Gerichtsdiener. Ich sehe wohl, hier ist nun nichts anders mehr. Hat die hohe Herrschaft sonst noch etwas zu befehlen? (Er bückt sich dreymal sehr tief und geht fort.)

Pedro. Die Dose hätte der Herr noch wohl behalten können.

Don Kanudo. Das hat nichts zu sagen, Pedro. Laßt uns hinausgehen.

Pedro. Das war ein verteufler Kerl. Der hat gelernt, auf eine höfliche Art den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen. Doch ich sehe, er ist noch nicht zum Hause hinaus. Er wird gewiß noch mehrere

E

rere Zimmer ausplündern. Ich muß gehen und mein Bißchen Zeug auf die Seite schaffen.

Die vierte Handlung,

Der erste Auftritt.

Leonora. Isabella.

Leonora. Nun, gnädige Frau, was deucht Ihrem Bruder bey diesem Vorschlage?

Isabella. Er ist sehr wohl damit zufrieden. Ich kann auch nicht anders sehen, als daß dieses das sicherste Mittel sey.

Leonora. Er soll sich für einen Sohn eines Königes aus Mohrenland ausgeben, und soll sich nennen: Caspar Melchior Balthasar Ariel Theophrastus Bombasto, Prinz von Aethiopien.

Isabella. Das ist ein prächtiger Name. Ich glaube, das Wort Bombasto allein werde deiner Herrschaft so wohl gefallen, daß sie ihm ihre Tochter Donna Maria geben werden. Aber ist das nicht etwas wunderliches, sich für einen äthiopischen Prinzen auszugeben. Mich deucht, der Einfall sey etwas zu verwegen, auch in einer Komödie. Man stößt sich ja in den bürgerlichem Edelmannen daran, daß einem Kaufmanne darinn auf den Ermel gebunden wird, daß der Prinz des türkischen Kaisers nach Paris gekommen sey, um sich mit seiner, des Kaufmanns, Tochter zu vermählen.

Leonora. Mein, gnädige Frau; so ungereimt dergleichen Erfindung in gedachter Komödie ist: so leicht

leicht läßt sich diese hier ins Werk setzen. Dem einem Kaufmann weißzumachen, daß der Sohn des türkischen Kaisers in Begleitung des grossen Mufti und andrer Geistlichen aus Asien in die Mitte von Europa gereiset sey, um sich mit einer unbekannten Bürgers- tochter in Paris zu vermählen, das ist unwahrschein- lich und eine fast eben so kühne Erfindung, als des- jenigen, der sich für einen Abgesandten des Kaisers aus dem Mond ausgab, um eine Heyrath zwischen gedachter Kaiserl. Majestät in dem Mond und einer Doktorstochter zu Stande zu bringen. Allein hier kommt ein christlicher Prinz aus Afrika nach Spanien, welcher vorgiebt, daß er römische Religion angenom- men, welcher viele vornehme Herren in Aethiopien zu- gethan sind, und der sich deswegen mit einer der vors- nehmsten Familie in Spanien, als wofür er die coli- bradosische Familie hält, zu verschwägern sucht. Es ist also gar nichts bey dieser Sache, worüber man sich ein Bedenken machen kann, als nur, daß der Prinz schwarz ist. Doch dieß ist eine Sache, welche nur die Braut angeht. Sie wissen wohl, daß keine Familie in Spanien ist, die meine Herrschaft nicht viel geringer schätzen sollte, als ihre eigene.

Der zweite Auftritt.

Pedro, Isabella, Leonora.

Pedro. Hey, Leonora!

Leonora. Was giebst denn?

Pedro. Mache fort! Du sollst herein kommen, und versiegelt werden, wie alle andre Geräthschaft im Hause.

Leonora. Versiegelt werden? Was will das sagen?

Pedro. Das will so viel sagen: Du sollst herein kommen, und die einen Stempel ausdrücken lassen. Hier ist ein Lärm im Hause gewesen! da ist kein Schrank, welcher nicht von den Gläubigern versiegelt worden: alles was sie mit fortbringen können, das haben sie mitgehen heißen, auch so gar die Kleider haben sie dem Herrn und der Frau vom Leibe gerissen und mitgenommen.

Leonora. Ich wünsche ihnen den Teufel auf den Hals! Alle Kleider, die ich habe, sind mein eigen, und ich habe solche schon gehabt, ehe ich hier ins Haus gekommen bin.

Pedro. Das wird nichts helfen. Ich führte eben diesen Beweisgrund an, allein man hörte nicht einmal darnach. Die Gerichtsdiener nahmen alle meine Säckelchen mit fort, und gaben mir den Trost, daß ich mich an der Herrschaft meines Schadens wieder erholen könnte.

Leonora. Das war ein trefflicher Trost!

Pedro. Sie fragten auch nach dem Kammermädchen, ich war aber doch so ehrlich und sagte, sie wäre nicht zu Hause und bat sie, daß sie etwa eine kleine Stunde verziehen möchten, sie würde bald wieder zu Hause kommen.

Leonora. Ey, seht doch einmal, wie ehrlich er ist!

Pedro. Sie würden wahrhaftig auch dein Bißchen Reichthum angepakt haben, wenn ich anders die Gerichtsdiener recht kenne.

Leonora. Ich habe in der That nicht so viel
das

das ich verschliessen dürfte. Sie können immer mitnehmen, was sie finden. Allein, wie geben sich der gnädige Herr und die gnädige Frau zufrieden?

Pedro. Sie sind noch eben so hochmüthig, ob sie gleich ganz nakend ausgezogen sind. Ich weiß nicht, ob noch etwas anders im ganzen Hause sey, womit der Herr seine Blöße bedecken könnte, als ein alter schwarzer Trauermantel.

Leonora. Ach! die Thränen stehen mir in den Augen, da ich das höre.

Isabella. Sey nur stille, Leonora, es wird bald besser werden.

Pedro. Wie wird das besser werden! Wie wird das besser werden?

Isabella. Du weißt ja, was wir untereinander verabredet haben. Da kommt Gusmann.

Der dritte Auftritt.

Gusmann, Leonora, Isabella, Pedro.

Gusmann. (Für sich allein.) Hohl euch der Hefen, ihr Griphomines, so viel eurer sind. Wollt ihr mir das Fell über die Ohren ziehen? Meine Haut nukt euch ja nichts. Wollt ihr mich meiner Kleider berauben? Sie sind ja zusammen nicht einen Heller werth. Wollt ihr mir meinen Pagentitel nehmen? Co thut ihr mir einen Dienst. Denn so kann ich doch noch so glücklich werden, bey ehrlichen Leuten einen Bratenwender abzugeben. Es wird euch nimmermehr wohl gehen, ihr verzweifelten Häfcher, daß ihr so übel mit der Herrschaft verfahren seyd. Anfangs nahmen die Kerls weg, was sie im Hause fanden; und hernach legten sie gar Hand an die Herrschaft.

schaft. Zuerst nahmen sie dem Herrn den Hut vom Kopfe, sie zogen ihm seinen Rock aus, sie bunden ihm, mit Erlaubniß zu sagen, das Halstuch ab, so, daß er nichts anbehielt, als die Weinkleider und Schuhe. Mit einem Worte: sie haben nichts im ganzen Hause zurückgelassen, als einen alten Trauermantel; den hat er über sich geworfen, und er sieht ärger darinnen aus, als ein Teufel. Allein er ist noch eben so großmüthig dabey. Denn er sagte zu mir: Höre Gussmann, befall' dem Unglück habe ich doch mein Stammbuch behalten.

Leonora. Giebts etwas neues, Gussmann?

Gussmann. Wir werden hernach neues genug bekommen. Denn das alte ist allzusammen fort. Doch, siehe, da kommt die gnädige Frau.

Isabella. So muß ich weggehen.

Der vierte Auftritt.

Donna Olympia, Leonora, Pedro,
Gussmann.

Donna Olympia. Ach, der Verdruß stößt mir noch das Herze ab. O welch eine nie gehörte Unverschämtheit! O welch eine erschreckliche Verwegenheit! Ich muß mich rächen, und wenn es auch mein ganzes Vermögen kosten sollte.

Gussmann. (Für sich leise) Ja, das ist schon längst zum Henker.

Donna Olympia. So oft ich dran gedente, so kocht alles mein adliches Blut in meinen Adern.

Pedro. (leise) Es muß ja doch wo im Hause kochen. Denn in unserm Kessel hat nun in langer Zeit nichts gekocht.

Don

Donna Olympia. Ach ich möchte gleich bersten!

Pedro. (leise) Doch wahrhaftig nicht von vielem Essen?

Donna Olympia. Hat das Volk vergessen, wer ich bin.

Pedro. Das ist eben das Unglück, daß sie unsrer nicht vergessen haben; denn sonst hätten wir das Wenige noch behalten, das wir noch übrig hatten.

Donna Olympia. Ach, wo sind meine Leute, daß ich mit ihnen überlegen kann, was wir für Anstalt machen müssen.

Leonora. Hier sind wir alle mit einander; was haben die gnädige Frau zu befehlen?

Donna Olympia. Ach, Leonora, du bist jederzeit meine treue Dienerinn gewesen.

Leonora. Ich habe nichts weiter gethan, als was meine Schuldigkeit erfordert hat.

Donna Olympia. Ach, Leonora, weißt du wohl, was für ein Unglück, was für eine Beschimpfung mir widerfahren ist?

Leonora. Ich weiß es leider alles, mehr denn zu gut.

Donna Olympia. Wie bald kann doch so etwas ruchtbar werden.

Leonora. Wie sollte solches nicht ruchtbar werden. Uns alle im Hause hat ja das Unglück mit betroffen.

Donna Olympia. Was für treue Bedienten, die an dem Schimpf ihrer Herrschaft Theil nehmen!

Leonora. Die Schande ist nicht so groß als der Schaden!

Donna Olympia. So mußt du nicht wissen, was uns begegnet ist.

Leonora. O ja, ich weißes gar wohl, daß die Gerichtsdiener . . .

Donna Olympia. Ey, das ist nichts. Es ist uns noch etwas anders begegnet, welches mehr zu sagen hat. So bald die Gerichtsdiener weg waren, kam ein Kammermädchen gerades Weges in mein Zimmer herein, ohne sich anmelden zu lassen, und redete mich asofort mit diesen höhnischen Worten an: meine Herrschaft läßt Sie grüssen. Es thut ihnen herzlich leid, daß Sie in solche Verdrießlichkeiten gerathen sind; und sie lassen bitten, daß die gnädige Frau ein stoffenes Kleid, welches nicht über zweymal am Leibe gewesen ist, nicht verschmähen wollen. Ach, vor Aergerniß und Verdruß kann ich nichts weiter davon erzählen. (Sie geht ab)

Der fünfte Austritt.

Don Kanudo.

(in einem schwarzen Mantel verhüllt.)

Leonora, Pedro.

(diese erschrecken da sie ihn sehen, fallen auf die Knie und machen ein Kreuz vor sich.)

Don Kanudo. Ey, lieben Kinder, die Demuth ist allzugroß. Ich bin ja kein Heiliger. Ich bin zwar ein vornehmer Herr, aber doch auch ein Mensch und verlange daher nicht, daß man mich auf den Knien verehret.

Pedro. Ach, das ist der gnädige Herr!

Don Kanudo. Das kannst du ja wohl sehen.
Steht

Steht wieder auf. Ich verlange keine solche Ehre von meinen Bedienten.

Pedro. Ich kann schwören, daß ich solches nicht aus Demuth gethan habe; sondern ich sahe den Herrn für ein Gespenst an.

Don Kanudo. Ja so! das macht der schlechte Mantel, den ich um habe. Allein, so wahr ich Don Kanudo de Colibrados heiße, so soll das nicht ungeahndet bleiben, was mir heute widerfahren ist. Die Gläubiger sollen mit Weib und Kind ausgerottet werden. Was meynest du wohl wenn solches ausfömmt, sollten nicht die Leute an ihren Gütern und Vermögen gestraft, und die ganze Stadt ihrer Freyheiten beraubt werden?

Pedro. Ach Herr, ich bitte doch der Stadt zu verschonen. Denn was können andere ehrliche Leute dafür?

Don Kanudo. In solchen Fällen, Pedro, wird der Unschuldige mit dem Schuldigen gestraft.

Pedro. Allein, wenn ein solcher vornehmer Mann, als der gnädige Herr ist, eine Fürbitte für die Stadt einlegt, so bleibt dieselbe wohl verschont.

Don Kanudo. Ja Pedro, wenn es so weit kömmt, so will ich sehen, was ich thun kann.

Pedro. Ach dem gnädigen Herrn danke ich wegen der Stadt.

Don Kanudo. Wer höre doch, Leonora, was war das für ein Frauenzimmer, welches vor kurzem hier stand und weglief.

Leonora. Es war das Kammermädchen des Prinzen, welcher kürzlich hier angelanget ist.

Don Kanudo. Wie heißt dieser Herr?

Leonora. Er heißt Melchior Caspar Balthasar Theophrasto Bombasto Ariel David Georgius, Prinz von Aethiopien.

Don Kanudo. Hab ich mein Tage! Aber wie seyd ihr mit einander bekannt worden?

Leonora. Sie kam und besuchte mich. Denn ihre Frau, welche die Mutter des gedachten Prinzen, und des Kaisers Schwester ist, will nicht haben, daß sie mit Leuten aus andern Familien, ohne nur mit den Leuten aus unserm Hause, umgehen soll.

Don Kanudo. Ey das ist mir ungemein lieb. Ich merke daß diese Leute Ehre besitzen. Denn, die Wahrheit zu sagen, so ist ja sonst keine Familie in der Stadt, damit man umgehen kann.

Leonora. Es steckt aber so viel ich schließen kann, noch etwas anders dahinter. Denn dieß Kammermädchen ließ sich halb und halb verlauten, als wenn gedachter Herr nur bloß in der Absicht hieher gekommen wäre, um sich mit uns näher zu verbinden und unsre Fräulein zu heirathen. Er ist nicht nur ein mächtiger, sondern auch ein sehr christlicher Prinz, denn er führet den Namen von den heiligen drey Königen.

Don Kanudo. Ist das möglich, Leonora? Ruf doch die gnädige Frau, daß wir ihr auch Nachricht hiervon geben können.

Der sechste Auftritt.

Donna Olympia, Don Kanudo, Leonora, Pedro.

Donna Olympia. Ach, Don Kanudo! Ich schäme mich, in dieser Tracht sehen zu lassen.

Leo.

Leonora. (sagt für sich) Das ist, in Wahrheit, mein altes Kleid, das die Frau an hat.

Don Kanudo. Seht euch nur zufrieden, Donna Olympia, es ist ein grosser Prinz hier in der Stadt angekommen, welcher sich in unsre Familie verheirathen will.

Donna Olympia. Vielleicht ist es einer von den neuen Prinzen.

Don Kanudo. Nein, es ist einer von den ältesten in der Welt, der von der Königin aus Saba herkommt; ein äthiopischer Prinz. Leonora weiß, wie er heisst.

Leonora. Er heisst: Melchior Caspar Balhasar Theophrastus Bombastus Ariei David Georgius.

Donna Olympia. Ist das möglich?

Leonora. Ich glaube, wir werden heute ohne Zweifel einen Zuspruch von ihm bekommen. Das einzige, weswegen ich besorgt bin, ist dieses, daß das Fräulein ihn nicht wird haben wollen, weil er schwarz ist.

Donna Olympia. Das hat nichts zu bedeuten, wenn er nur von hoher Geburt ist. O welch ein Glück!

Don Kanudo. Allein wie sollte ich einen solchen Herrn in einem so kläglichen Staat empfangen können? Höre, Pedro, es ist ein fremder Prinz hier in der Stadt angekommen, um sich mit meiner Tochter zu vermählen. Und dieser Prinz ist aus Mohrenland.

Pedro. Pfui! Will der Herr seine Tochter einen Farter geben?

Don Kanudo. Das mag nicht helfen. Sie kömmt

Kommt dadurch in einen sehr vornehmen Stand. Aber wo soll ich Kleider herbekommen?

Pedro. Warten Sie nur, gnädiger Herr, ich will Ihnen augenblicklich ein Kleid schaffen. Ich will in meinem Namen eines leihen.

Don Kanudo. O lieber Pedro! siehe zu daß du geschwinde eines schaffst.

Pedro. Ich werde in einem Augenblicke wieder hier seyn. (Er geht ab)

Don Kanudo. Aber klopfet nicht jemand an die Thüre?

Donna Olympia. Lauf, Leonora, und höre zu, wer da ist.

Leonora. Ach, der Dolmetscher des Prinzen ist draussen, und will die Herrschaft sprechen.

Don Kanudo. Ach ist das möglich? Wie sollen wir uns dabey verhalten? Ihr müßt sagen, Leonora, wir wären nicht zu Hause.

Donna Olympia. Nein, das geht wahrhaftig nimmermehr an. Denn es ist gefährlich, den Gesandten eines solchen Herrn vor den Kopf zu stoßen. Wir müssen auf etwas anders denken.

Don Kanudo. Hier ist kein anderer Rath. Ich kann mich ohnmöglich in dieser Tracht sehen lassen.

Leonora. Mir fällt etwas ein, wodurch wir uns helfen können. Der Herr muß sich stellen als ob er krank wäre, und sagen, daß ihm der Doctor gerathen hätte, sich in solchen Mantel zu hüllen, als welches für eine gewisse Krankheit ein dienliches Mittel seyn soll.

Don Kanudo. En das geht nimmermehr an.

Leonora. Oder, noch ein andrer Anschlag. Der Herr

Herr kann sich stellen, als ob er seinen Leib castene, um Pönitenz zu thun, und als ob er sich aus lauter Andacht in diesen Mantel gehüllet hätte.

Don Ranudo. Das geht an, Leonora; laßt ihn also nur gleich herein kommen.

Der siebente Auftritt.

Der Dolmetscher, Don Ranudo, Donna Olympia, Leonora.

Leonora. Ach, mein Herr, Sie müssen sich nicht wundern, daß Sie meine Herrschaft in solchem Zustande antreffen. Mein gnädiger Herr, Don Ranudo, wie er der vornehmste Mann hier in der Stadt, so ist er auch der gottesfürchtigste. Er hat, nach dem Beispiel des Nabuchodonosors sich bergestalt gedemüthiget, daß er eher einem wilden Thiere, als einem Menschen ähnlich steht; und er hat den Vorsatz gefaßt, seinen Leib, um seiner Sünde willen, 14. Tage hindurch zu martern und zu casten. Anfangs hatte er sich vorgenommen barfuß zu gehen, allein er fand diese Züchtigung nicht hinlänglich genug. Daher hat er endlich den königlichen Entschluß gefaßt, sich wie der heilige Nabuchodonosor zu demüthigen, von welchem er, wie ich glaube, seine Abkunft herleitet; denn seine Familie ist die älteste Familie in ganz Spanien. Er wollte auch wie ein Nabuchodonosor, auf Händen und Füßen kriechen, allein wir haben ihn als lezusammen mit Seufzen und Thränen und fußfällig gebeten, es hiebei bewenden zu lassen. Es würde aber dieß alles nichts geholfen haben, wenn nicht der Erzbischoff selbst, nebst der sämtlichen Cleriken, durch gewis-

gewisse Abgeordnete ihn ermahnet hätten, solchen heiligen Eifer zu mäßigen.

Der Dollmetscher. Ach, Don Kanudo, ich sehe also, daß es nicht nur grosse Männer, sondern auch grosse Heiligen in der colibradosischen Familie giebt.

Don Kanudo. Ach mein Freund, das sey fern, daß ich mich für einen Heiligen ausgeben sollte. Ich halte mich vielmehr für den allergrößten Sünder, so, daß wenn die Bußübungen meinen Missethaten gemäß seyn sollten, diese Strafe lange nicht hinreichend seyn würde.

Der Dollmetscher. Eben dieses Geständniß, Don Kanudo, beweiset, daß Sie ein Heiliger sind. Denn so bald sich ein Heiliger einbildet, er sey ein Heiliger; so ist er kein Heiliger mehr. Allein wo ist die Donna Olympia, Dero Frau Gemahlinn?

Don Kanudo. Dort stehet sie, als eine gemeine Bürgersfrau, in einem Zustande, darin wir 14. Tage zu verharren beschlossen haben.

Der Dollmetscher. Ich habe nichts dagegen zu sagen: Vielleicht erfordert eine außerordentliche Missethat, eine solche außerordentliche Buße.

Don Kanudo. Ich hatte ehegestern einen häßlichen schweren Traum; denn ich begieng im Schlaf eine wirkliche Sünde, und deswegen habe ich mich dieser Pönitenz unterworfen.

Der Dollmetscher. Ach deswegen allein verdiente schon Kanudo eine Stelle unter den Heiligen. Doch es ist Zeit, daß ich den Zweck meines Besuchs eröffne. Ich bin gekommen, Eurer Hochwohlgebohren meines gnädigsten Herrn, des Durchl. Prinzen
aus

aus Abyssinien, Ankunft in dieser Stadt kund zu thun. Doch dieß ist nicht mein einziges und vornehmstes Gewerbe. Ich bin vornehmlich beordert, eine Vermählung vorzuschlagen und um Dero älteste Fräulein Tochter, Donna Maria, für meinen Herrn zur Gemalinn anzuhalten.

Don Kanudo. Dieser Anschlag gereicht uns zu vieler Ehre. Aber darf ich Eur. Excellenz fragen, wie der Prinz auf die Gedanken gekommen sey?

Der Dollmetscher. Die Ursache, welche Seine Durchl. bewogen, eine solche Reise zu übernehmen, besteht darinn: in Aethiopien oder Abyssinien sind die Kaiser sowohl, als die Unterthanen, der christlichen Religion zugethan, welche aber doch in vielen Stücken von der Lehre der römischen Kirche abweicht. Daher sind viele portugiesische Jesuiten dorthin geschickt worden, Abyssinien unter den Gehorsam des römischen Stuhls zu bringen. Durch das Zureden und durch die Predigten dieser heiligen Väter ist mein gnädigster Herr so gerührt und überzeugt worden, daß er nun, auch selbst unter den Jesuiten für einen eifrigen Katholiken angesehen wird. Dieses weiß nun der Kaiser, welcher seiner Mutter Bruder ist, gar wohl; er läßt ihm aber seine Freyheit, und hat ihm auch, auf sein Ansuchen, erlaubt, sich nach einer hochgebohrnen Gemalinn in Spanien oder Italien umzusehen. Er ist also mit mir Jago de la Cores, seinem obersten Dollmetscher und einem gebohrnen Spanier darüber zu Rathe gegangen, und hat sich bey mir nach den vornehmsten und ansehnlichsten spanischen Familien erkundiget; da ich denn sogleich Seiner Durchl. das colibradosische Haus, als das größte und

älteste

älteste katholische Haus in Spanien, und folglich in ganz Europa vorgeschlagen. Ich sage in Europa, denn in Abyssinien sind viel ältere Familien. Denn Seine Durchl. können ihr Geschlecht in gerader Linie von der Königin aus Saba herleiten und beweisen, daß ihre christliche Vorfahren von den heiligen drey Königen abstammen.

Don Kanudo. So weit geht endlich mein Geschlechterregister nicht.

Leonora. Eure Hochwohlgebohrnen können das nicht wissen; denn ich habe gelehrte Leute unter der Hand davon reden hören, daß der colibradosische Stamm von einem der Söhne Noa, mit Namen Sem Ham Jakob, in gerader Linie seinen Ursprung habe.

Don Kanudo. Das glaube ich wohl; aber die Alten habens nicht richtig aufgezeichnet.

Der Dolmetscher. Das einzige, was Eure Hochwohlgebohrnen zurück halten und abschrecken könnte, meinem gnädigsten Herrn Vero Tochter zu geben, ist dieses, daß mein gnädigster Herr schwarz ist, wie alle andere Mohren.

Don Kanudo. Das hat nichts zu sagen. Die Spanier sind ja selbst etwas schwärzlich.

Der Dolmetscher. Ich habe kein Bedenken getragen, mich dort im Lande mit meiner Frau Helicon Comtra, zu verheyrathen, die nun ist die oberste Waschfrau am kaiserlichen Hofe ist, welches Amt in Abyssinien nur vornehmen Damen gegeben wird; denn wie Eure Hochwohlgebohrnen wissen, so hat ein jedes Land seine eigene Sitten und Gewohnheiten. Was den Fremden und Ausländern am wunderlichsten in
Abys,

Abessinien vorkommt, daß ist die Sprache, die man eher einen Gefang als eine Sprache nennen könnte. Zum Exempel, wenn ich das Wort Tahunki schlecht weg in einem niedrigen Ton ausspreche, so bedeutet solches einen Fisch: Tahunki eine Terze höher, bedeutet einen Berg; Tahunki einen Ton höher bedeutet eine Kirche; und Tahunki noch einen Ton höher, bedeutet einen Elephanten.

Don Kanudo. En, das ist ja etwas seltsames! Die Sprache lernt meine Tochter nimmermehr.

Der Dollmetscher. In einem Jahre wird sie solche so fertig reden, als eine gebohrne Abyssinerinn.

Don Kanudo. Mir ist nur bange, daß meine Tochter die grosse Hitze, welche in Abyssinien ist, nicht möchte vertragen können.

Der Dollmetscher. O, in derjenigen Provinz, wo der Kaiser residirt, ist eine ganz gemäßigte Luft. Allein er hat Untertanen, welche unter der Linie wohnen, und die so heiß sind, daß man Schwefelsstöcke an ihnen anzünden kann: und wenn sie Essen kochen wollen; so schnauben sie nur auf das Holz, so haben sie gleich Feuer.

Don Kanudo. Das ist etwas wunderbares.

Der Dollmetscher. Ja, es giebt viel wunderbare Dinge in der Natur. Aber eins muß ich noch erinnern, nämlich, mein Herr werden das Haupt entblößen, wenn Sie mit Seiner abyssinischen Durchl. reden, und sich zuerst vor den Prinzen neigen müssen; denn diese Ehre fordert er durchaus von einem jeglichen Untertan fremder Potentaten, der nicht aus königlichen Geblüte ist.

Don Kanudo. Nein, dazu verstehe ich mich
S nim

nimmermehr. Sollte ein Colibrados, ein Grand d'Espagne, der das Vorrecht hat, selbst mit dem Könige von Spanien mit bedecktem Haupte zu reden, sein Haupt vor einen ausländischen Prinzen entblößen?

Leonora. (leise) Er verflucht! Das nenn ich spanisch. Er ist so arm, daß er weder Mühe noch Hut hat, und will sich doch noch lange bedenken, seinen Hut abzunehmen.

Der Dollmetscher. Ja, so wird wohl, wie ich sehe, nichts draus werden. Denn Seine Durchlauchten bequemen sich zu keiner Unterredung, wobey sie ihrem Range etwas vergeben müßten.

Don Kanudo. Es ist mir leid, eine solche ansehnliche Vermählung rückgängig gemacht zu sehen. Allein ich will lieber in der größten Armuth sterben, als etwas thun, das meiner Ehre nachtheilig seyn kann.

Leonora. (leise) Das ist recht spanisch!

Donna Olympia. Wenn sich Don Kanudo dazu bereden läßt; so laß ich mich mit ihm vom Tische und Bette scheiden.

Don Kanudo. Diese Eure Worte, Donna Olympia, müssen mit goldenen Buchstaben über unsre Saalthüre geschrieben werden.

Leonora. (für sich selbst) Ja mit gewissen andern Buchstaben an eine gewisse andere Thüre gemalt werden.

Der Dollmetscher. Ich sehe also wohl daß Seine Durchlauchten, mein gnädigster Herr, unverrichteter Sache wieder von hier reisen müssen.

Don Kanudo. Es thut mir leid; allein ich kann

kann mich nicht dazu bequemen, und wenn ich auch mein Leben dadurch retten könnte.

Donna Olympia. Die Ehrbegierde ist uns bey der Geburt eingepflanzt und mit der Muttermilch eingeßet worden.

Leonora. (leise) Das heiße ich erzspanisch!

Der Dollmetscher. Ich habe also hier nichts mehr zu thun. Ich will hingehen, und Seiner Durchlauchten diese abschlägige Antwort hinterbringen. (Er geht ab.)

Don Kanudo. Was deucht dich, Leonora, stunden wir nicht recht auf unsere Ehre?

Leonora. Ja, mich deucht, daß die Herrschaft drauf stehet und sie unter die Füße tritt. Denn was die Herrschaft Ehre nennet, das können andre Ihnen zum ewigen Spott, Schimpf und Schande rechnen. Der Hochmuth geht so weit, daß er zu seiner Zeit Stoff zu einer Komödie geben kann. Das artigste ist, daß der Herr keinen Hut hat.

Don Kanudo. Höre, Leonora, man muß die wegen deiner langen treu geleisteten Dienste etwas durch die Finger sehen.

Leonora. Die Herrschaft wird mir doch das Reden nicht verbieten? Denn ich habe nun vier Jahre hier gedienet, und wenig zu essen und gar keinen Lohn bekommen.

Der achte Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Leonora, Pedro.

Pedro. Herr, hier bring ich ein Kleid, aber ich habe alle meine Ehre und Redlichkeit zum Pfande setzen

gen müssen, daß es in drey Tagen wieder zurück geschickt werden soll.

Don Kanudo. Ja, nun ist es zu spät. Der Dolmetscher des Prinzens ist bereits hier gewesen. Er ist aber unverrichteter Sache wieder weggegangen, und es wird wohl nichts aus der Vermählung werden.

Donna Olympia. Es kann doch noch wohl daz zu kommen. Denn wir können ja nicht wissen, ob der Prinz nicht von seinen Anforderungen absteigen, und noch einmal herschicken möchte. Laßt uns unter dessen so lange weggehen. (Sie gehen ab)

Pedro. Leonora, warum ist die Herrschaft anderes Sinnes geworden?

Leonora. Der Herr will sich durchaus nicht dazu bequemen, mit entblößtem Haupte mit dem Prinzen zu reden.

Pedro. Aber, wozu dient doch dieser närrische Anschlag?

Leonora. Damit sie desto gewisser glauben, daß es ein Prinz sey. Laß mich nur raten, es soll schon gut gehen. Dieser verlachte Prinz kann allezeit von seinen Forderungen absteigen. Doch, da kommt der Herr wieder, in dem geborgten Kleide.

Don Kanudo. Nein, ich glaube schwerlich, daß ich mich dazu bequeme, obgleich unsre Armuth so groß ist.

Donna Olympia. Etwas Armuth! Es sind nur gemeine Leute, die das sagen. Leute von solchem Stande, wie wir sind, können nicht arm seyn.

Pedro. Allein wenn nun die Herrschaft Hunger stirbe, wie sollte man das auf recht gut spanisch nennen?

Don

Donna Olympia. Vor Hunger sterben heißt nicht aus Armuth sterben, sondern, das heißt vielmehr ein heldenmüthiger Tod. Und edelmüthige Leute sterben lieber auf eine solche heldenmüthige Art, als daß sie sich unter ihren Stand erniedrigen sollten.

Pedro. Aber ich befürchte, daß alsdann die gnädige Herrschaft eine solche Grabchrift bekommen dürfte. Hierunter ruhet Don Kanudo mit seiner Gemahlinn hochwohlgebohrnen. Sie starben beyde vor Hunger, um der bittersten Armuth zu entgehen. Doch siehe, da kommt der Abgesandte wieder.

Der neunte Auftritt.

Der Dollmetscher, Don Kanudo, Donna Olympia, Leonora, Pedro.

Der Dollmetscher. Seine Durchlauchten, mein gnädigster Herr, haben es im geringsten nicht übel genommen, daß Eure Hochwohlgebohrnen dergestalt auf Ihrem Sinne bestehen; Sie bewundern vielmehr eine solche Edelmüthigkeit und schätzen Eure Hochwohlgebohrnen nun weit höher, als zuvor, überlassen es auch Vero eigenem Willkühr, ob Sie Denenselben die verlangte Ehrenbezeugungen erweisen wollen oder nicht.

Don Kanudo. Weil der Prinz nicht darauf besteht, als auf einem Rechte; so will ich mich aus freyen Willen hiezu bequemen.

Donna Olympia. Was?

Don Kanudo. Ja, Donna Olympia, wir können einem so grosse Ehre erweisen, als wir wollen, wenn wir nicht dazu gezwungen werden. Denn so

heißt es nur eine Höflichkeit und keine Schuldigkeit. Ich kann aus der spanischen Chronik beweisen, daß einer unsrer Vorfahren, Don Sanctio mit bloßem Haupte einem Soldaten entgegen gegangen, der in der grossen Schlacht bey Xeres de la Frontera acht Wöhren mit eigener Hand niedergemacht hatte.

Der Dolmetscher. So will ich denn Eurer Hochwohlgebohrnen zu dieser ansehnlichen und mächtigen Schwägerschaft Glück wünschen, und Seine Durchl. mit dem ganzen Gefolge in einer Stunde hiesher führen.

Die fünfte Handlung.

Der erste Auftritt.

Leonora, Gusmann.

Gusmann. Ach Leonora, was wird der verliebte Gonzalo dazu sagen, daß seine geliebteste Donna Maria nach Wöhrenland ziehen soll? Es ist mir zwar lieb, daß sie aus ihrem Gefängnisse, Hunger und Armuth zu hoher Ehre und Glückseligkeit erhaben wird: allein, ich wollte doch lieber sehen, daß aus dieser Heyrath nichts würde, um des Gonzalo willen.

Leonora. Nein, Gusmann, diese Partey ist besser.

Gusmann. Ich sehe wohl, du bist sehr wetterwendisch und hast eben die Mucken, die alle Kammermädchen haben.

Leonora. En, halt's Maul! Ist doch das Fräulein selbst damit zufrieden.

Gus

Gusmann. Ach Himmel! Kann sie sich entschließen, einen schwarzen Mohren zu nehmen?

Leonora. Es ist ein christlicher wackerer Prinz aus einem wohlgesitteten Lande. Ich bleibe bey der Fräulein und ziehe mit ihr, sie mag nun hinreisen wohin sie will.

Gusmann. Ich ziehe, wahrhaftig, auch mit.

Leonora. Ja, was anders?

Gusmann. So bleiben und dienen wir doch noch beyssammen in einem Brodte, welches mir sehr lieb ist. Denn ich bin dir so gut, Leonora, als ein Doktor dem Fieber. Wenn du so wolltest wie ich, so könnten wir uns gleich mit einander verloben, und du solltest meine Frau werden. Denn länger so ledig zu bleiben, das möchte für uns alle beide nicht eben gar zu rathsam seyn. Ueberdieß bin ich auch verpflichtet, mich bald zu verheyrathen, um einer gewissen Ursache willen.

Leonora. Je, du Lummel! Du mußt wissen daß du mit einer spanischen Jungfer redest, und daß du weder in Frankreich noch Deutschland bist, wo man heute sagt: wollt ihr mich haben? und morgen schon Hochzeit giebt; wo man vor der Hochzeit so vertraulich mit einander umgeheth, daß man nicht nöthig hat, einander etwas weiter zu sagen, als die Brautnacht zu bestimmen. Willst du meine Liebe gewinnen, so mußt du nach unsrer Landesart freyen. Du mußt erst ein ganzes Jahr gehen und seufzen, bestürzt werden, wenn du mich erblickst, dich zuweilen stellen, als ob du für Liebe verzweifeln und dich aufheulen wolltest, ohne dich merken zu lassen, in wen du verliebt seyst, sondern bloß mich selbst es errathen lassen.

Hernach mußt du dich bey mir einzuschmeicheln suchen, mir öftere Ständchen bringen und allerhand verliebte Lieder unter meinem Kammerfenster singen, geduldig leiden, daß ich dich mit Schimpf- und Scheltworten wegsage und dir das Nachtgeschirr über den Kopf giesse; hierauf mußt du ein altes Weib, die meine gute Freundin ist, durch allerhand kleine Geschenke auf deine Seite bringen, daß sie deine Person gegen mich brav herausstreiche, und den elenden Zustand, worin du durch die Liebe zu mir gerathen bist, aufs lebhafteste beschreibe, und mir zuredere, aus christlicher Liebe mich deiner jammern zu lassen, dich eines freundlichen Blicks zu würdigen, und dir das Leben dadurch wieder zu schenken, auch einen und den andern Vers, den du mit deinem Blute geschrieben, zu lesen, ferner deine Geschenke anzunehmen, denn mit dir durchs Fenster zu reden und endlich dich in meine Kammer einzulassen.

Guomann. Du hast Recht, Leonora, so sollte es seyn. Die Zeit lauft bald hin. Denn alle diese Umschweife können doch nicht 50 Jahre wä- ren. Es fehlt nichts mehr, als daß du mir noch den Rath gäbest, mich vor Liebe nur wirklich aufzuhängen. Nein, Leonora, ich weiß einen bessern Rath, wie wir bald zusammen kommen könnten, ohne der Mode des Landes entgegen zu handeln. Du mußt des Nachts deine Kammerthür einmal offen stehen lassen und dich stellen, als ob du feste schliefest; da will ich mich dann hinein schleichen und dich beschlafen. Unterdeß mußt du um Hülfe rufen, aber nicht so stark, daß es jemand hören kann. Wenn ich dir denn dein Kränzgen mit Gewalt genommen habe, so mußt du nothwendig mit der
Hoch-

Hochzeit eilen, damit du deine Ehre wieder erhältst, um welche ich dich auf eine so schelmische und gewaltsame Weise gebracht habe.

Leonora. Höre, Gusmann, halte ein mit solchem närrischen Geschwätze; ich sage es sonst, bey meiner Ehre der Herrschaft und denn sollst du rechtschaffen auf dein Maul geklopft werden.

Gusmann. Das war nur ein Vorschlag, Leonora. Du kannst übrigens machen, was du willst. Ich bin endlich um eine Frau eben noch nicht verlegen.

Leonora. Und ich noch weniger um einen Mann.

Gusmann. Ja, ja, Leonora, wir kommen noch wohl zu rechte. Doch da ist Donna Maria. Ich kann mich nicht überwinden sie anzusehen, denn mein Herz blutet mir in meinem Leibe, wenn ich dran gedente, daß sie den schwarzen Prinzen nehmen soll.

Der zweite Auftritt.

Donna Maria, Leonora, Pedro.

Donna Maria. Ach, Leonora, der Streich, den du ersonnen, ist unvergleichlich. Allein mir ist bange, daß es möchte verrathen werden, ehe der Herrathsvergleich geschlossen wird.

Leonora. Es kann schwerlich offenbar werden, wenn wir es nicht selbst verrathen; ich habe daher dem Gusmann nichts davon sagen wollen, denn der ist unvorsichtig und möchte uns leicht verrathen.

Donna Maria. Allein, ist es nicht eine betrübte Sache, daß der Hochmuth meine Aeltern so verblendet hat, daß sie eher verhungern, als ihre Tochter an einen braven Herrn vermählen wollen, der bei

des Vermögen und Willen hat ihnen wieder aufzuhelfen, bloß weil sein Stand um einen Grad niedriger ist, als der ihrige?

Leonora. Das ist ein verzweifelter Hochmuth, der die Leute hier zu Lande beherrscht. Daher kommts auch, daß in andern Ländern spanisch eben so viel heißt, als stolz und hoffärtig.

Donna Maria. Sage das nicht, Leonora, daß solches die Landesart sey. Wir thun unsrer Nation darinn Unrecht. Es ist wahr, es giebt viel solche Leute in Spanien, allein darum muß man solches noch nicht zu einem allgemeinen Charakter der spanischen Nation machen. Denn nichts ist unbilliger, als von einem oder dem andern auf alle schließen u. sich aus dem Betragen einiger Menschen von der ganzen Nation einen unrichtigen Begriff machen. Daher geschieht es, daß oft von einer und eben derselben Nation eine gute und eine schlimme Abbildung gemacht wird. Zum Exempel, wenn Fremde in ein Land kommen, und das Glück haben, die kurze Zeit, die sie sich in dem Lande aufhalten, ehrliche und großmüthige Leute anzutreffen: so halten sie hernach die Einwohner des ganzen Landes für großmüthige und ehrliche Leute. Giebt es aber in der Gegend, wo sie eingekehrt sind, hoffärtige und stolze Leute: so schreiben sie bey ihrer Heimkunft Bücher davon, daß alle Einwohner des Landes hochmüthig seyn. Wenn meine Aeltern so thöricht sind, daß sie lieber in Armuth umkommen und verderben, als ihre Tochter in eine gewisse Familie verheyrathen wollen, welche ihrer Einbildung nach nicht so vornehm ist, als die ihrige: Soll man deswegen ganz Spanien dieses Lasters beschuldigen?

Nein,

Neth, das ist unbillig; denn die meisten Menschen hier in der Stadt verdienen ihnen solches und werden sich darüber freuen, wenn unser Anschlag glücklich von Statten geht.

Pedro. Das gnädige Fräulein haben Recht in diesem Stücke. Denn Sie beweisen mit Ihrem eigenen Exempel, daß nicht alle Leute in Spanien mit diesem Laster befect sind. Doch siehe; da ist die Herrschaft.

Der dritte Auftritt.

Don Kanudo, Donna Olympia, Donna Maria, Leonora, Pedro, Gusmann.

Don Kanudo. Nun, meine Tochter! Der Himmel hat dir nun einen Bräutigam bescheret, mit dem du dich ohne die Familie zu verunehren, vernählen kannst. Ich habe dir zu einem Gemahl und Herrn bestimmt den grossen Prinzen von Aethiopien, Theophrastus Bombastus.

Pedro. Daß dich! Man kann es bloß aus dem Namen Bombastus hören, was für ein Herr das seyn muß!

Don Kanudo. Es soll ein braver wackerer Herr seyn, wie alle die Prinzen von Aethiopien gewesen sind.

Pedro. (leise) Das will nichts sagen, wenn er nur vornehm und von ansehnlichem Geschlechte ist.

Don Kanudo. Es soll auch schön seyn.

Pedro. (leise) Das thut auch nichts zur Sache! Wenn er auch weder Nase noch Ohren hätte; wenn er nur ein Prinz ist.

Don

Don Kanudo. Er soll auch ein reicher und mächtiger Prinz seyn.

Pedro. Ey, hier brauchts keines grossen Vermögens, denn in dem einzigen Worte, Bombasto, steckt Reichthum genug.

Donna Maria. Ich danke meinen lieben Aeltern gehorsamst für die Vorsorge, welche sie für mich getragen haben. Denn das ist beständig mein Vorsatz gewesen, lieber ins Kloster zu gehen, als mich unter meinen Stand zu verheyrathen.

Don Kanudo. Ach, Don Kanudo, diese Worte unserer Tochter sollten mit goldenen Buchstaben auf eine Tafel geschrieben und in allen vornehmen Häusern ausgehängt werden. Aus dem Colibradosischen Stamme können keine andere, als solche Zweige hervorsprossen.

Leonora. Wenn die Fräulein sich mit jemanden von geringerem Stande hätte vermählen wollen, so würde ich niemals meine Einwilligung dazu gegeben haben. Denn ich wollte lieber des Todes seyn, als dergleichen erleben.

Don Kanudo. Ich danke dir, Leonora, für deinen Eifer und für deine Ergebenheit gegen uns. Du hast es jederzeit bewiesen, daß du ein treues Mädchen seyst, die Ehrerbietung für ihre Herrschaft hat.

Pedro. Wahrhaftig, so lange ich meinen Kopf noch zwischen den Schultern gehabt hätte, sollte es nimmermehr geschehen seyn, daß unser Fräulein einen Gonzalo de la Minas geheyrathet hätte, und wenn er auch noch reicher gewesen wäre als er wirklich ist. Ich kann schwören, als ichs hörte, daß seine Schwester die Anwerbung gethan, so ärgerte ich mich

ders

dermassen darüber, daß ich es noch nicht verwinden kann. Da hat sich so etwas hinter meinen Rücken gezogen, welches nicht für die lange Weile wehethut. Au, au, au! Es schmerzt mich, so oft ich dran gedenke. War das nicht unverschämt, daß ein solcher Kerl, wie er, sich unterstehen durfte, um eine colibradesische Fräulein anzuhalten? Meynt er denn, daß meine gnädige Herrschaft so geldbegierig ist, daß sie sich dergestalt erniedrigen sollte? Wenn er mir einmal in den Wurf käme, auf der Stelle wollte ich ihn umbringen. Nein! ehe das hätte geschehen sollen, wollte ich lieber das ganze Haus in Brand gesteckt und den Herrn, die Frau, die Fräulein und mich selbst zu Asche verbrannt haben.

Donna Olympia. Ein solcher Diener ist einer solchen Herrschaft werth, und eine solche Herrschaft eines solchen Dieners.

Don Kanudo. Seine Worte gefallen mir, in so weit ein übermäßig grosser Eifer für unsere Ehre daraus hervorleuchtet: ob er sich gleich dadurch nicht sonderlich verdient machen würde, wenn er seine Herrschaft verbrennte.

Pedro. Ja Herr, die Asche des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau würde, wenn sie reden könnte, mir es noch Dank wissen; denn das wäre ein heldenmüthiger Tod, und alle Leute würden sagen: sie lebten heldenmüthig und starben heldenmüthig. Die Ehre ist ja das beste Kleinod in der Welt. Wenn die Ehre fort ist, was hilft uns denn aller Reichthum und alle Glückseligkeit? Ich rede iko von Grund meines Herzens. Wenn ich anders rede, so ist es nur mein Scherz.

Don

Don Kanudo. Ich weiß wohl, Pedro, wenn du anders geredet hast; so hast du es nur gethan, um uns eine Lust zu machen.

Pedro. Es ist auch wahrhaftig wahr. Aber ein Hofnarr kann auch einmal vernünftig reden. Und wenn ich auf den Respekt meiner gnädigen Herrschaft sehe: so rede ich allezeit ernsthaft.

Don Kanudo. (greift in seine Tasche) Sieh hier, Pedro, da hast du einen Rosenobel für das, was du iko gesagt hast. Doch es ist wahr, ich glaube nicht, daß ich so viel Geld bey mir habe. Du sollst gewiß noch einen Rosenobel zu gute haben, Pedro, wo nicht mehr.

Pedro. (leise) Der Herr hat vielleicht keine Hosens an, sonst hätte ich gewiß iko gleich einen Rosenobel bekommen.

Don Kanudo. Wenn du ihn ja nicht bekommst: so sollst du ganz gewiß etwas anders haben, welches noch besser ist.

Pedro. Was ist denn das, gnädiger Herr?

Don Kanudo. Wenn unsre Historie heraus kommt, welche, wie ich gewiß glaube, mit dem ehesten einer von unsern Klienten beschreiben wird: so will ich es so machen, daß deines Namens mit Ruhm darinnen gedacht werden soll.

Pedro. Pok Element! was habe ich nun vor Noth? Doch siehe, da kommt der Prinz.

Gusmann. O, wenn ich doch äthiopisch könnte. Ich wollte mich nach verschiedenen Dingen erkundigen. Denn ich habe sehr viel von diesem Lande reden hören, insonderheit von dem rothen Meer und von dem

dem grossen Flusse Seine, welcher durch das ganze Land hindurch fließt und Goldsand bey sich führt.

Don Kanudo. Was redest du doch, du einfältiger Geck! die Seine fließt ja durch Paris in Frankreich.

Gusmann. Das muß mir der Herr zu gute halten, denn ich habe unter einer Komödie die Worte gedruckt gesehen: der Schauplatz ist in Mohrenland. Doch da ist er! Ach Herr! Er hat den Namen mit der That. Denn sein Anblick hat mich so bombardirt, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann. Schickt sich aber das wohl, daß ihm der Herr entgegen gehet?

Don Kanudo. Ja wohl; aber, wenn ich regierende Herren ausnehme, so ist er auch nur der einzige, dem ich diese Ehre erweisen kann.

Pedro. Ich muß meine Brille aufsetzen.

Gusmann. Und ich gleichfalls: . . . Nun hoffe ich, daß uns die gnädige Herrschaft an den Gerichtsdienern rächen wird, welche uns auf eine so gottlose und schelmische Weise ausgeplündert haben.

Don Kanudo. Das wäre viel zu niederträchtig gehandelt, wenn ich auf Rache denken sollte!

Gusmann. Inzwischen bin ich um das Bißchen, was ich hatte. Ich werde wahrhaftig Seine äthiopische Durchlauchten ersuchen, den Stadtvogt mit samt dem Bürgermeister und Rath aufhängen zu lassen, wenn sie mir meine Sachen nicht wiederschaffen wollen.

Don Kanudo. Du sollst genug für deine Sachen wieder haben, ohne daß du dem Prinzen solches anmuthen darfst.

Gusmann. Aber, gnädiger Herr . . .

Leonora. Ey, halt's Maul, Gusmann; meynst

meynst du, daß Aethiopien um deiner Schuß und Hosen willen Spanien den Krieg ankündigen werde? Iho ist nicht Zeit, von solchen Kleinigkeiten zu reden: Allein, was ist das draussen für ein Lärm! Wahrhaftig da kommt der Prinz mit seinem ganzen Gefolge.

Der vierte Auftritt.

(Der Prinz kommt mit seinem ganzen Gefolge, welches aus lauter schwarzen Mohren besteht. Währendes Aufzugs, der drehmal auf dem Schauplaß umgeht, wird eine wunderliche Maskerade gespielt. Der Aufzug geschieht in folgender Ordnung. 1) Geht einer, und trägt ein kleines Schränkgen in Händen, worinn allerhand Geschenke verwahrt sind. Diesem folgt 2) einer mit einer Tabackspfeife, die so lang ist als ein Spieß; 3) kommt der Prinz selbst mit einem Hofnarren, der mit Schellen behängt ist und im Herumlaufen allerhand possirliche Gebährden macht; 4) hinter den Prinzen gehen einige mit Bogen und Pfeilen auf den Schultern. Endlich stehen sie stille, und einer von den Bogenschützen nähert sich dem Prinzen, macht drey tiefe Bücklinge, so, daß er allemal mit dem Kopf auf die Erde stößt und überreicht ihm einen Bogen nebst einem Pfeile, welchen der Prinz auf den Nasundo abdrückt, der heftig hierüber erschrickt und fragt, was das bedeuten solle? Hierauf antwortet:)

Der Dollmetscher. So pflegt man in unserm Lande die Mannspersonen zu grüssen.

(Hierauf tritt ein anderer hervor und schießt einen Pfeil auf den Gusmann, welcher vor Schrecken umfällt und schreyet. Der Hofnarr hilft ihm wieder auf und spricht:)

Gostuki, Gostuko, Gostuka:

Gusmann. Der Henker! das war kein ehrlicher Streich. Das war schelmisch gehandelt; einen unschuldigen Menschen übern Haufen zu schießen.

Gonzalo. (welcher der Prinz ist.) Laham Tuibu, scomia posi, la hom hubo, la hom haba.

Der

Der Dollmetscher. Der Prinz wünschet, daß Eure Hochwohlgebohrnen noch so viele Jahre leben mögen, als die Sonne Meilen von hier entfernt ist, und Sandkörner im Grunde des rothen Meeres liegen.

Gusmann. (leise für sich) Diese Sprache ließ sich gut im Winter gebrauchen, weil sie so kurz ist.

Don Kanudo. (nimmt seinen Hut ab) Ich sage Seiner Durchlauchten gehorsamen Dank für Dero Wunsch und wünsche Denenselben hinwiederum den Segen des Himmels.

Der Dollmetscher. (zum Prinzen) Allola.

Gusmann. (für sich) Das ist eine verwünschte Sprache. Man könnte in derselben eine ganze Chronik auf einem Blat schreiben.

Gonzalo. Lacotrang hi li li.

Der Dollmetscher. Der Prinz sagt: er habe darum diese weite Reise gethan, um sich mit einem hochadlichen römisch-katholischen Hause zu verbinden, und ersuchet Sie derowegen ihm Dero älteste Tochter Fräulein Donna Maria, zu seiner Gemahlinn zu geben.

Gusmann. Etwas für eine bequeme Sprache ist das! Wenn hi li li so viel bedeutet, so bin ich versichert, daß eine einzige Zeile eine solche lange spanische Rede ausmachen kann, als die ganze Fasten lang ist.

Don Kanudo. Ich nehme den Antrag Seiner Durchlauchten mit Vergnügen an, und überlasse Denenselben meine Tochter zur Gemahlinn.

G

Der

Der Dollmetscher. (gegen den Prinzen) Lasaks.

Gusmann. Was mag er mit dem Laßs wollen? (Don Ranudo führet seine Tochter herben und überliefert sie dem Prinzen. Er bittet den Notarium, den Henraths vergleich aufzusetzen. Der Notarius setzt sich hin und schreibt. Unterdessen schleicht sich der Hofnarr von hinten zum Gusmann und klopft ihn, ehe er sichs versteht, bey den Haaren.

Gusmann. Ach Herr Dollmetscher, warum klopft er mich bey den Haaren? Ich habe ihm ja nichts zu leide gethan.

Der Dollmetscher. Das hat nichts zu bedeuten, mein Freund. Die Hofnarren in Abyssinien reden nicht anders als mit Geberden. Wenn sie mit Höheren sprechen; so brauchen sie diejenige Geberdensprache, welche sie Soloki nennen. Wenn sie aber mit ihres Gleichen reden: so reden sie mit solchen Geberden, die man Hokipo nennet. Das, was er mit euch izo gesprochen hat, will so viel sagen: ich hoffe, wir werden gute Freunde mit einander werden.

Gusmann. Ich bedanke mich für solche Freundschaft! heißt das Freundschaft, wenn man ehrliche Leute bey den Haaren raust? Was wird er nicht erst anfangen, wenn er Feindschaft zu erkennen geben will? (Der Hofnarr zieht ihn noch einmal hinten bey den Haaren.)

Gusmann. Au, au! laß mich zufrieden du schwarzer Hund!

Der Dollmetscher. Hiermit will er eigentlich so viel zu verstehen geben: möchte ich doch das Glück haben, daß wir beständig beisammen leben könnten!

Gus

Gusmann. Das wünsche ich nicht. Der Teufel mag mit einem solchen Kerl leben! Solche Leute können so lange mit einem guten Freunde reden, bis er auf dem Platze liegen bleiben muß. Das heißt wohl recht, die Leute mit Reden todt schlagen. (Der Narr drohet dem Gusmann mit der Faust.)

Gusmann. Was Henker, hat er nun im Sinne, da er mit der Faust drohet?

Der Dollmetscher. Damit zeigt er an, daß er etwas von seiner Reise aus Mohrenland nach Spanien erzählen will.

Gusmann. Ach Herr Dollmetscher, sagt ihm daß ich im geringsten nicht neugierig bin, von seiner Reise etwas zu wissen. Denn ehe er auf die Hälfte kommt, so ist kein Gebeins mehr ganz an mir. (Der Hofnarr giebt ihm Nasenstüber.)

Gusmann. Au, au, au!

Der Dollmetscher. Das heißt: nun fang ich an von meiner Reise etwas zu erzählen.

Gusmann. Ich muß auch einmal auf Hokipo reden. (Er fällt dem Narren wieder in die Haare. Sie raufen sich so lange, bis sie übereinander herfallen, so daß man sie beide wieder von einander bringen muß. Während der Zeit, daß sie sich mit einander balgen, wenden sich die übrigen vornehmen Personen von ihnen weg und nähern sich dem Notario, welcher inzwischen den Heyrathsvergleich aufgesetzt hat, und solchen zur Unterschrift darreichet.)

Don Kanudo. Laßt den Prinzen sich mit meiner Tochter zu erst unterschreiben. Hernach können wir übrigen als Zeugen, unsere Namen auch drunter setzen.

Der Dollmetscher. Nein, Herr! In Mohrenland pflegt man es so zu halten, daß Braut und Bräutigam sich zu letzt unterschreiben, und die andern ihnen zu ihren Namen Raum lassen.

Don Kanudo. Jedes Land hat seine Weise. Laßt uns denn nur unsre Namen zu erst drunter schreiben, weil es so Gebrauch ist.

(Sie unterschreiben sich insgesammt. Zu letzt setzen auch Gonzalo, als der Prinz, mit der Donna Maria, ihren Namen darzu. Darauf rufen sie alle: Vivant, und die Musikannten lassen Trompeten und Pauken wacker hören. Wenn dieß vorbey ist, wird der Heyrathsvergleich hergelesen.)

Der Notarius (liest.) Zwischen uns Endes unterzeichneten ist mit Bewilligung der Aeltern und Anverwandten ein ewiges und unauflösliches Ehebündniß geschlossen worden. Ob nun wohl hierzu natürlicher Weise nichts anders erfordert wird als die innere Uebereinstimmung und Einwilligung der Personen, welche mit wohlbedachtem Rath ihre Herzen mit einander verbunden haben: so haben wir doch die bürgerliche Gesetze hiebey nicht übertreten, sondern auch die gewöhnlichen Gebräuche beobachten und uns die Einwilligung unsrer Freunde abhitten wollen, welche diesen Ehevergleich mit uns bekräftiget und unterschrieben haben.

Gonzalo de la Minas. Maria de Colibrados.

Don Kanudo. Was? Ist das Gonzalo de la Minas?

Gonzalo. (nimmt die Maske ab und sagt) Ja, das ist mein Name.

Don-

Don Kanuo. En, das ist ein Betrug, welcher exemplarisch gestraft werden muß.

Donna Olympia. Dieser Ehevergleich muß gleich wieder zerrissen werden.

Der Notarius. Das kann nicht geschehen. Eine Heyrath, welche den Gesetzen gemäß, mit allgemeiner Einwilligung und Unterschrift aller darzu erforderlichen Personen bestätigt ist, kann nicht wieder vernichtet werden.

Donna Olympia. Hierbey ist aber List und Betrug gespielt worden.

Der Notarius. Da wissen wir nichts davon. Wir haben nichts anders gethan, als was wir haben thun müssen.

Don Kanudo. Dieser Heyrathsvergleich ist wegen der Ungleichheit der Personen ganz ungültig.

Der Notarius. Wir sehen keine sonderbare Ungleichheit. Denn hier ist zwischen zwei adlichen Familien eine Verbindung getroffen. Die Ungleichheit müßte darinn bestehen, daß Gonzalo eine arme Fräulein, ohne Brautschatz, zur Gemahlinn nimmt.

Donna Olympia. Meine Tochter läßt eher ihr Leben, als daß sie mit einem Manne ungleichen Standes in der Ehe leben sollte.

Donna Maria. Ich wollte eher mein Leben lassen, als einen Bräutigam verlieren, den ich bereits so lange Zeit geliebet habe.

Donna Olympia. En, Don Kanudo, wir wollen sie nicht länger für unsere Tochter erkennen, sondern sie erblos machen.

Pedro. Hier ist ja nichts zu erben, Herr, als der schwarze Mantel, den Sie vorhin umhatten.

Donna Olympia. Ach, ich höre schon, du Schelm, daß du auch mit in der Bande bist. **Leonora,** ruf uns einige Leute zu Hülfe.

Leonora. Das kann ich nicht thun, gnädige Frau. Denn ich bin auch von dieser Bande, und ich glaube, daß sich die ganze Stadt über diese Verrätheren freuen wird.

Gusmann. Bist du toll, Leonora! Was du doch für einen verschmitzten Kopf hast! Wie listig hast du nicht diese Sache eingefädelt! Ich habe wahrhaftig nicht anders gedacht, als daß es ein mohrischer Prinz wäre.

Donna Olympia. Die Heyrath soll nicht nur ganz null und nichtig seyn, sondern ihr sollt auch alle mit einander wegen dieser Betrügereyen exemplarisch gestraft werden.

Gonzalo. Die Heyrath hat ihre völlige Richtigkeit, und kann nicht wieder umgestossen werden. Denn zuvörderst habe ich die Einstimmung und Einwilligung der Braut und hiernächst die eigenhändige Unterschrift der Aeltern unter dem Ehevergleiche.

Don Kanudo. Ich rufe euch alle zu Zeugen, ihr meine Bedienten, wie es damit zugegangen sey.

Pedro. Ich kann bezeugen, daß hier eine Heyrath geschlossen worden.

Leonora. Und ich kann bezeugen, daß die Fräulein schon lange eine Liebe gegen den Gonzalo getragen.

Der Notarius. Kinder stehen zwar unter der Gewalt ihrer Aeltern und sind ihnen allen Gehorsam schuls

schuldig, so lange die Aeltern sich so gegen sie betragen, als sich gebühret, und so lange sie bey ihrem völligen Verstande sind. Allein in Entstehung dessen, spricht ihnen das spanische Gesetz diese Gewalt ab, nach dem Artikel: Si furiosus.

Don Kanudo. Sind wir vom Verstande? Fraget meine Tochter und meine Bediente, ob wir irgend etwas gethan, woraus man urtheilen könnte, daß wir unsern Verstand verloren hätten.

Donna Maria. Ich kann nicht sehen, meine liebste Eltern, wie sich das mit der gesunden Vernunft reime, daß Sie lieber selbst verhungern und auch Ihr Kind lieber Hungers sterben lassen, als zugeben wollen, daß sich dasselbe mit einem so braven und wackern Herren, als Gonzalo ist, in ein Ehebündniß einlasse.

Pedro. Ich halte auch dafür, daß der gnädige Herr sowohl als die gnädige Frau nicht richtig im Kopfe seyn.

Leonora. Ich kann ihnen gleichfalls kein besser Zeugniß geben.

Gusmann. Ich halte den gnädigen Herrn und die gnädige Frau für klug und gescheut genug: aber die Wahrheit zu sagen, so scheinen sie doch im Gehirne nicht wohl verwahrt zu seyn.

Der Notarius. Hier hören Sie das Zeugniß Ihrer Bedienten, welches doch in dieser Sache nicht einmal nöthig ist. Denn ich kann zum Ueberflusse versichern,

sichern, daß die ganze Stadt eben der Meinung sey, und was geschehen ist, das ist mit obrigkeitlicher Verwilligung geschehen.

Donna Olympia. Ach! Don Ranudo, kommt, laßt uns ins Kloster gehen!

Leonora. Und wir wollen hingehen und Hochzeit machen.

Eugenia. Ach! möchte ich dasselbe sagen können!

Ende des Lustspiels.

